Allgemeine Grundsätze zur Sozialreform.

Von Dr. C. Bruehl.

Central Bureau of the Central Verein
18 S. 6th Street,
St. Louis, - Mo.

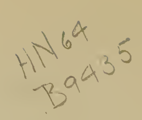
Milwaukee, Wis.
1911.



Allgemeine Grundsätze zur Sozialreform.

Von Dr. C. Bruehl.

Milwaukee, Wis.
1911.



Milwaukee, Aug. 5, 1911.

NIHIL OBSTAT,

P. Benno Aichinger, O. M. Cap.

Censor dep.

Milwaukee, Aug. 5, 1911.

IMPRIMATUR,

B. Traudt,

Adm. Arch.

1911

Herausgegeben vom Verein „Katholische Soziale Union,"

Ecke 4. und Harmon Straße,

Milwaukee, Wis.



Allgemeine Grundsätze zur Sozialreform.

Von Dr. C. Bruehl.

Das Wort Reform findet immer willige Ohren. Es spricht einen tief in der Menschenseele schlummernden Drang an und weckt ein freudiges Echo in der Menschenbrust: denn der Mensch setzt sein Vertrauen auf die Zukunft und die der Menschheit innewohnenden Keimkräfte des Guten; sein Antlitz ist der Zukunft zugewandt und sein Auge blickt immer wieder hoffnungsfroh dem nächsten Morgen entgegen. Nur der gebrochene und lebensmüde Greis wendet seinen Blick rückwärts und erntet auf den kümmerlichen Brachfeldern der Erinnerung; nur der Schwächling, der an seiner eigenen Kraft zweifelt und vor mannhafter Anstrengung zurückbebt, glaubt nicht an die Zukunft. Doch wir, denen im Arm die Kraft zuckt und im Herzen der Mut flammt, — wir glauben an die Zukunft und an den Fortschritt. Und deshalb arbeiten wir am Fortschritt: und am Fortschritt arbeiten heißt reformieren, umgestalten, neugestalten, besser gestalten, vervollkommnen. Wir streben Reformen an mit dem vollen Bewußtsein, daß ein Fortschritt möglich und eine Besserung der Lage der Menschheit wünschenswert ist.

Wir berufen uns auf die Geschichte der Menschheit. Die Geschichte der Menschen ist ein Ringen und Kämpfen; aber auch ein stetes, sicheres Aufwärtssteigen. Das Tempo des Fortschritts mag bisweilen verlangsamt werden; Katastrophen mögen das Rad der Geschichte zeitweilig rückwärts drehen; doch sobald die Hindernisse beseitigt sind, bewegt sich der Gang der Weltereignisse wieder zum Bessern, Höhern, Vollkommenerem. Es finden sich immer wieder Kulturhistoriker die unsere modernen Errungenschaften schmälern und die Vergangenheit preisen auf Kosten der Gegenwart. Doch diese Herren sind befangen und blind gegen die trostlosen, armseligen Zustände früherer Zeit. Die Fortschritte der Menschheit in Bezug auf Lebenshaltung und Lebenssicherung sind augenscheinlich. Und wir lassen uns die Freude an der Gegenwart nicht verkümmern und die Hoffnung auf die Zukunft nicht entreißen.

Wir glauben um so unentwegter an einen Fortschritt, weil wir an eine göttliche Vorsehung glauben. Wenn die allweise Vorsehung des allgütigen Vaters über den Geschicken der Erdenbewohner wacht und waltet, so ist das eine Garantie, daß es besser wird. Sagen Sie mir nicht, daß die Menschen das Bischen Glück, das sie besitzen, sich selbst geschaffen haben, daß sie es eigenen Anstrengungen verdanken! die Menschen haben bislang mit wenigen Ausnahmen, mehr zerstört als gebaut. Ihre Werke sind die Trümmer, die blutigen Schlachtfelder, die eine Generation der anderen als

trauriges Erbe hinterläßt. Neid, Haß und Selbstsucht haben ihre Taten bestimmt. Und wir müssen uns wundern, daß diese verderblichen Mächte nicht schon alles zerstört haben. Doch die Vorsehung ist es, welche die Mächte der Zerstörung selbst in den Dienst der Ordnung und des Fortschritts zwingt;

„Ob sie gleich den Frevel wollen,
Fördern müssen sie das Rechte;
Dienen müssen sie der Ordnung,
Ob sie gleich das Wüste treiben,
Denn unsterblich ist das Gute,
Und der Sieg muß Gottes bleiben."

Hoffnungsfroh, tatenfreudig, zuversichtlich gehen wir deshalb an das schwere, langwierige Werk der Sozialreform, der Besserung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Wir arbeiten dadurch mit an der Verwirklichung des herrlichen Weltenplans der Vorsehung.

Das neunzehnte Jahrhundert hat uns bedeutende politische Verbesserungen gebracht. Dem zwanzigsten ist es vorbehalten soziale Reformen großen Stiles zu schaffen. Tatsächlich hinkt der soziale Fortschritt hinten nach. Während andere Ungleichheiten gehoben oder gemildert worden sind, haben die ökonomischen Ungleichheiten um so schärfer sich ausgeprägt. Je weniger andere Unterschiede bestehen, um so mehr stechen die Vermögungsunterschiede in die Augen und verletzen das vielleicht zu stark entwickelte Gleichheitsgefühl. Die Bildung ist allgemein geworden, ebenso die bürgerlichen Rechte; die Standesunterschiede sind verwischt: nur der Reichtum wird exklusiver. Einen einschneidenden Gegensatz gibt es, der die Gesellschaft trennt in zwei fremde Elemente: der Gegensatz von Besitzenden und Besitzlosen, von Reichen und Armen, von Nichtarbeitenden und Arbeitern. Diese stehen sich gegenüber wie Tag und Nacht, wie Feuer und Wasser. Bebel bemerkt richtig: „In ihrer Reichtumsgestaltung ist die Gesellschaft viel aristokratischer geworden als in jeder früheren Periode; dagegen ist sie in ihren Ideen und Gesetzen weit demokratischer geworden." (Die Frau und der Sozialismus.)

Hier bleibt noch ein weites Feld für Fortschritt; es gilt einen Ausgleich der allzuschroffen ökonomischen Unterschiede anzubahnen. Denn diese Kontraste führen naturnotwendig zu einer inneren Selbstauflösung des Volkskörpers, zu einer Störung des solidarischen Bewußtseins des Volksganzen. Die Harmonisierung dieser in's Maßlose gesteigerten Gegensätze ist der Inhalt und das Ziel der sozialen Bewegung.

Der Geist der Unzufriedenheit.

Leider ist diese an sich gute Bewegung zum großen Teil in verkehrte Hände geraten. Sie steht unter dem Einfluß des Klassenhasses; sie hat sich zu einer Kampfbewegung ausgewachsen und bedroht den Bestand der Ordnung und den Frieden der Gesellschaft.

Reform ist berechtigt. Sie muß sich aber auf ein erreichbares, vernünftiges Ziel richten. Sie darf ihre Ansprüche nicht in's Ungemessene steigern. Sie darf nicht aus dem Geiste der Unzufriedenheit geboren werden; sonst wird sie maßlos in ihren Forderungen. Der Sozialismus hat der sozialen Reformbewegung keinen guten Dienst erwiesen, indem er ihr den Klassenhaß und die Unzufriedenheit einimpfte. Er hat die Massen in einen

Zustand der Gährung und der chronischen Unzufriedenheit versetzt. Er schürt den sinnlosen Haß gegen alles Bestehende. Er schraubt die Erwartungen des Arbeiters hinauf in's Unmögliche. Er verekelt ihm die Freude an den kleinen Vorteilen, die er errungen hat. In den Herzen nährt er eine grimmige, nagende Erbitterung. Er bringt kein Glück, keinen Frieden in die Hütte des Arbeiters. Er macht den Arbeiter zu einem unzufriedenen, hadernden Menschen, der an nichts Freude hat; der nur auf eins rechnet, den Zusammenbruch alles Bestehenden. Eine solche Stimmung ist der friedlichen Entwicklung der Dinge nicht günstig. Wer den Bruderhaß im Schoße der Gesellschaft entfacht und zu hellen Flammen emporlodern läßt, kann es doch nicht gut meinen mit der Gesellschaft. Solange man dem Arbeiter nichts Besseres zu bieten vermag, lasse man ihm wenigstens seine Zufriedenheit, sein stilles bescheidenes Glück, seine frohe, wohlgemute Heiterkeit. Man beschwere ihm nicht das Herz mit Haß; man vergifte ihm nicht das Gemüt mit Neid; man verwirre ihm nicht den Kopf mit unausführbaren Versprechungen; man verekele ihm nicht seinen kargen Bissen Brot.

Der Geist der Unzufriedenheit dient nicht dem Fortschritt. Er verneint, er untergräbt, er zerstört; doch er vermag es nicht zu bauen, dauerndes zu schaffen. Er entzweit die Gesellschaft noch mehr und macht eine gütliche Lösung der sozialen Probleme unmöglich. Immer muß man Maß und Recht im Auge behalten; das Gute anerkennen, wo es sich findet, und sich freuen über jeden erreichten Vorteil. Nur so bleibt die Bewegung im rechten Geleise und hat Aussicht auf Erfolg. Wer den Arbeiter lehrt das Unvernünftige und Ungerechte zu begehren und die Gegenwart zu verachten, der ist sein größter Feind.

Und jetzt verstehen wir die Stellung des Christentums gegenüber der Sozialreform. Es lehrt die Menschen Geduld und Zufriedenheit; doch es fordert nicht, daß man mit menschenunwürdigen Lebensbedingungen sich abfinde. Es verbietet nicht, daß man nach materiellen Verbesserungen strebe; nur soll es geschehen mit Maß und Ziel, mit dem Bewußtsein, daß auf Erden nichts Vollkommenes ist; ohne innere Erbitterung und ohne Haß.

Christentum und Sozialreform.

Das Christentum steht einem vernünftigen Fortschritt nicht im Wege. Mit ungestümer und ungezügelter Neuerungssucht, die alles Alte wegräumen will, ohne daran zu denken, ob sich etwas Besseres an dessen Stelle setzen lasse, verträgt es sich allerdings nicht. Seine eigentliche Aufgabe ist zwar nicht, für das irdische Wohlsein der Menschen zu sorgen; doch hat es sich oft der zeitlichen Wohlfahrt der Menschen recht förderlich gezeigt. Es umspannt mit gleicher Sorge und Liebe alle Menschen; es ehrt die Arbeit und preist selig die Arbeitenden; es erinnert die Menschen an die heiligen Pflichten der Nächstenliebe; es ist der geborene Anwalt der Schwachen und Hilflosen; es begünstigt das Bestreben der wirtschaftlich Abhängigen, sich zu einer gesicherten Existenz emporzuringen; es ist jeder Ungerechtigkeit abhold, welche den Mitmenschen zu eigenem Vorteil und schneller Selbstbereicherung ausnützt.

Maßlose Neuerungen, Umsturzbestrebungen, erbitterten Klassenkampf billigt das Christentum nicht; doch tatsächlich bedeuten diese für die Menschheit auch keinen Gewinn, sondern immer einen empfindlichen Verlust an schwer ersetzbaren Kulturgütern. Deshalb redet das Christentum dem Frieden und

der friedlichen Entwicklung das Wort; verlangt aber nicht, daß man sich gegen Unrecht und Bedrückung nicht wehrt. Der Ungerechitgkeit rückt es überall scharf zu Leibe; sei es nun auf privatem, industriellem oder sozialem Gebiete. Wer sich einbildet, daß das Christentum sich an dem Elend der Massen freue oder ihm gleichgiltig gegenüber stehe, der kennt den Geist desselben schlecht. Nichts hat ihm von jeher mehr am Herzen gelegen als mit der sittlichen Hebung auch die Erleichterung der materiellen Not der bedrängten Klassen zu bewirken. Für alle wünscht es menschenwürdige Existenzbedingungen; schon aus dem naheliegenden Grunde, weil drückende Armut der Pflege des geistigen Lebens hinderlich ist und die Sittlichkeit durch dieselbe nur zu oft gefährdet wird. Denken wir nur an die ungünstigen, und manchesmal empörenden Wohnungsverhältnisse des Großstadtproletariers, die ein sittliches Familienleben beinahe unmöglich machen. Solche Zustände sind dem Christentum ein Dorn im Auge. Hören wir Leo XIII.: „Die Fürsorge der Kirche geht indessen nicht so in der Pflege des geistigen Lebens auf, daß sie darüber der Anliegen des irdischen Lebens vergäße. Sie ist vielmehr, insbesondere dem Arbeiterstande gegenüber, vom eifrigen Streben erfüllt, die Not des Lebens auch nach seiner materiellen Seite zu lindern." (Enzyklika über die Arbeiterfrage.)

Wohnungselend und Sittlichkeit.

Der Einwirkung der Wohnungsverhältnisse auf die Sittlichkeit nachzuspüren ist durchaus keine angenehme Aufgabe. Es gehört manchesmal ein wirklicher Mut dazu, dem Elend in das häßliche Antlitz zu schauen. Die Meisten ziehen die Unwissenheit auf diesem Gebiete dem traurigen, herzbeschwerenden Wissen vor. Denn wer einmal das grausenhafte Wohnungselend und die daraus entspringende Sittenverwilderung der Enterbten gesehen hat, der wird nie wieder froh. Trotzdem habe ich mich nicht abhalten lassen, selbst in die Abgründe des Elends hinabzuschauen und wo irgend möglich hinabzusteigen. Ich bin aus den Tiefen zurückgekommen mit einem unsterblichen Mitleid und einem glühenden Haß gegen den oberflächlichen, trügerischen Firniß unserer modernen Kultur. Ich beabsichtige nicht, hier meine Erlebnisse und das Gesehene zum Besten zu geben. Das mag an anderer Stelle geschehen. Jetzt halte ich mich an bewährte Autoren. Was folgt ist der sympathischen Studie Werner Sombart's „Das Proletariat", entnommen. „Der Proletarier hat keine Heimat. Oder soll er sich heimisch fühlen in der öden Vorstadtstraße, vier Treppen hoch, im Hof? Oder in einer rauchigen, stickigen Industriestadt, in die ihn der Kapitalismus mit einem ganzen Haufen seinesgleichen wahllos zusammengepfercht hat. Ist eine Stube, in der eine ganze Familie, Wand an Wand mit hunderten anderer Familien haust, eine Heimat? Und doch lehrt uns die Wohnungsstatistik, daß die Hälfte der großstädtischen Bevölkerung nicht mehr als einen Wohnraum zu ihrer Verfügung hat. Es ist nicht schön und auch nicht sittlich, wenn in demselben Zimmer und oft genug auch gleichzeitig geboren, gestorben, gekocht, gewaschen, gegessen und gearbeitet wird. Welch Nachhausekommen, wenn eine Fabrikarbeiterin abends in ein solches Zimmer tritt, in dem Wäsche trocknet, Kinder schreien, der Hausrat in wirren Haufen durcheinander liegt, kein Stuhl frei ist, das Bett mit ein oder zwei anderen geteilt wird! Ist es ein Wunder, wenn der Schlafbursche aus dieser Häuslichkeit in die Kneipe läuft, die Arbeiterin sich aus ihr fort auf die helle Straße, vor die glänzen=

den Schaufenster oder in eines der Vergnügungslokale sehnt, die uns wohl geschmacklos, lärmend, raucherfüllt erscheinen, wo sie aber Wärme, Glanz, Unterhaltung und vielleicht ein warmes Abendbrot, einen freundlichen Blick, ein liebevolles Wort am Arme eines „Herrn" findet." Wir wollen das unerquickliche Bild nicht weiter ausmalen. Doch jedem dürfte dennoch wohl der Zusammenhang zwischen Wohnungselend und Unsittlichkeit einleuchten. Die Kirche hat aber stets gegen das Wohnungselend gekämpft. ; denn sie weiß daß all ihr Wirken nutzlos ist, wenn es durch die Wohnungsverhältnisse neutralisiert wird. Schon aus sittlichen Gründen tritt sie dafür ein, daß dem Arbeiter menschenwürdige Wohnungszustände ermöglicht werden. Sittlichkeit und zeitliche Wohlfahrt haben überhaupt eine viel breitere Berührungsfläche als man gemeiniglich annimmt. Man kann die Menschen nicht sittlich heben, und sie in ihrem materiellen Elend lassen. Daher strebt die Kirche auch überall wo sie evangelisiert, materielle Reformen an. Sie kämpfte gegen das Sklaventum, gegen die Leibeigenschaft, gegen die Massenarmut. Wo sie freie Hand hat, da herrscht für die breiten Massen mäßiger Wohlstand und behäbiges Auskommen. Der Pauperismus ist der Kirche in der Seele verhaßt. So lange die Kirche Großbesitzerin war gab es kein eigentliches Elend. Ihr Eigentum war das Erbe der Armen, das diese niemals in das Elend herabsinken ließ. Der Papst rede : „Allmählig floß ein kirchliches Patrimonium zusammen, und dasselbe ward stets mit heiliger Sorgfalt als ein Erbschatz der Armen und Notleidenden bewahrt. Die Kirche scheute sich nicht, auch als Bettlerin zu den Türen der Reichen zu wandern, um den Bedrängten ein Scherflein zu gewinnen. Sie war es, die gemeinsame Mutter von Arm und Reich, welche, dadurch, daß sie die christliche Nächstenliebe entzündete, besondere geistliche Orden erweckte, die sich berufsmäßig der Linderung der irdischen Not hingeben, so daß für jede Bedrängnis eine Abhilfe, für jeden Schmerz ein Trost bestand." (A. a. O.) Die Bettelmönche des hl. Franziskus, jene heute noch so populären braunen Kuttenträger, waren im Mittelalter eine ökonomische Großmacht zur Verhinderung des Pauperismus ; sie waren die Vertrauensmänner der ärmeren Bevölkerung und Helfer in der Not.

Die tote Hand.

Das klingt etwas unheimlich und gespenstisch ; ist aber so gruselig gar nicht, sondern ganz harmlos. Unter der toten Hand versteht man das Vermögen der Kirche und der religiösen Genossenschaften, von dem man annahm, daß es der Gesellschaft entzogen sei, weil es nicht veräußert und in den Kreislauf des Marktes hineingezogen wurde. Man hat ja jüngst, anläßlich der großartigen Beraubung der Kirche in Frankreich, wieder viel davon geredet. Man hat also dort der toten Hand, der Kirche, ihr Eigentum genommen. Und wer ist dadurch reicher geworden ? Das Volk sicherlich nicht. Aehnlich ging es in England nach Aufhebung der Klöster durch Heinrich VIII.; viele die auf den Klostergütern lohnende Beschäftigung und behäbiges Dasein gefunden hatten, mußten nun als Bettler das Land durchstreifen. Die Klöster pflegten überall einer großen Anzahl Laien dauernde Arbeit und reichliches Auskommen zu bieten. Sie hatten eine große wirtschaftliche Bedeutung. Durch die Einziehung derselben, wurde der kleine Mann am meisten getroffen. „Auch durch das Einziehen der Kirchengüter wurden die ländlichen Besitzverhältnisse sehr verändert ; mancher, welcher

früher als Bebauer eines der Kirche oder einem Kloster gehörigen Grundstücks sein gutes Auskommen gehabt hatte, trat jetzt in die Reihe der gänzlich Besitzlosen über." (Rikel, Allg. Kulturgeschichte.) Weiß schildert sehr klar die Bedeutung des Kirchengutes für die Gesellschaft: „Die Kirche konnte ihre Kapitalien und liegenden Güter nicht selber fruchtbar machen. Also mußte sie dafür Hände oder Grund und Boden suchen. So waren Tausende von Arbeitern auf ihren Besitzungen versorgt, Tausende von Grundbesitzern gewiß, billigen Kredit zu finden. Solange die Kirche Großbesitzerin war, blieb das heutige Spekulantentum ein Ding der Unmöglichkeit. . . . . . Ehemals war das Eigentum der geistlichen Körperschaften ein Besitz, von dessen Nutzen die Gesellschaft Leben sog. Das war Eigentum, das nicht, auf Spekulation angelegt, der Gesamtheit das Mark aussog, sondern unveränderlich ruhend und mäßig Früchte tragend jedem Bedürftigen zu billigen Bedingungen Kapital verschaffte, die Ausbeutung der Not bei den Kleinen durch Fürkauf und Wucher verhinderte und Millionen um den Preis einer mäßigen Arbeit ein behagliches und sicheres Auskommen sicherte. Eine unbegreifliche Verblendung hat dieses Kapital der toten Hand, wie man sagte, entrissen und in allgemeinen Umlauf gebracht. Wo ist es nunmehr hingeraten? Aus der toten Hand, aus der jeder Arme nahm, was er bedurfte, ist es in eine lebende Hand gewandert, aus der die Kleinen nicht einen Pfennig mehr erhalten, außer sie verschreiben Blut und Seele dafür, eine Hand, welche die ganze Gesellschaft mit eisernen Klammern umschließt, bis sie ihr den Atem ausgepreßt hat." (Soziale Frage und Soziale Ordnung.)

Die Kirche handelt ganz im Sinne ihrer höheren Aufgabe, wenn sie die materielle Not bekämpft; denn hungernde Menschen sind taub gegen die frohe Botschaft des Heils. Christus gab seinen Zuhöhrern neben der geistigen Speise auch wirkliches Brot. Der allgemeine Wohlstand des Volkes ist die günstigste Bedingung für die Wirksamkeit der Kirche. Es ist also in ihrem eigenen Interesse das materielle Wohl der Massen zu fördern. Von einer Verschwörung der Kirche gegen das Wohl der Arbeiter zu reden gehört in das Reich des höheren Blödsinns. Man braucht also durchaus nicht kirchenfeindlich zu werden, um arbeiterfreundlich zu sein. Und da möchte ich gleich hier einem verhängnißvollen Irrtum entgegentreten, da er viele Unbesonnene der Kirche entfremdet. Dieser Irrtum besteht darin, daß man schlechthin annimmt, die Kirche billige in Bausch und Bogen unsere modernen sozialen Zustände, insbesondere das Unwesen und die Umtriebe des Kapitalismus. Dem ist nicht so. Zwar billigt es die Ordnung, doch keineswegs die Mißstände, die sich innerhalb derselben breitmachen. So kommen wir zu einer wichtigen Frage, die offen und furchtlos beantwortet werden soll.

Ist unsere moderne Gesellschaftsordnung christlich?

Kaum. Oder besser ganz kategorisch: nein. Sie ist eine Verzerrung der christlichen Staatsidee; ein Hohlspiegelreflex der natürlichen Ordnung. Der moderne Staat beruht auf liberalen Prinzipien. Das Christentum hat wenig damit zu tun. Sehen wir uns die Sache näher an. Nach Gottes Plan beruht die Gesellschaft auf dem bindenden und einigenden Prinzip der Solidarität und der Gemeinsamkeit der Interessen; tatsächlich fußt unsere moderne Gesellschaft auf dem auseinanderreißenden, zersplitternden Grundsatz des Individualismus und der Selbstsucht. Die Folgen sind unausbleiblich: Interessengegensätze, die sich zu Klassengegensätzen verdichten und schließlich ih-

ren Niederschlag finden in Klassenkämpfen. Unsere moderne Gesellschaft ist ein maskierter Kriegszustand. Die trennenden Kräfte haben das Uebergewicht gewonnen; nur notdürftig wird das Ganze zusammengehalten.

Weiterhin ist das Ausbeutungssystem, das wie ein Joch auf den arbeitenden Ständen lastet, jedenfalls nicht nach christlichem Muster. Der Klassengegensatz, die schroffe Gegenüberstellung von Arm und Reich, ebensowenig. Die immer weiter um sich greifende Volksverarmung wiederum nicht. Das Anhäufen des Geldes, die Profitgier des Kapitalismus und der aus letzterer erwachsende Lohndruck sind gleichfalls nicht christlich. Genau dasselbe gilt von unserer wucherischen Geldwirtschaft, der schrankenlosen Konkurrenz, dem industriellen Freibeutertum, dem alle Schichten beherrschenden Geldkult und der krassen Selbstsucht, welche das kreischende Räderwerk der Industrie im Gange hält. Christlich ist nicht der anti-soziale Individualismus, der die Gesellschaft zerklüftet und in feindliche, sich gegenseitig bekämpfende Teile auflöst. Die Schutzlosigkeit des Arbeiters, die Unsicherheit der Arbeit, die Straflosigkeit der Wohlhabenden: auch diese haben nichts Christliches an sich. Kurz und schlecht: unsere moderne Gesellschaftsordnung ist nichts weniger als christlich. Es kann der Kirche gar nicht einfallen die Krebsschäden der modernen Gesellschaft mit ihrem Namen zu decken und gutzuheißen.

Darüber dürfen wir beruhigt sein, daß es nicht die Absicht des Christentums ist, den Kapitalismus in seiner gegenwärtigen spezifischen Form mit seinen zahllosen Auswüchsen zu stützen. Man begeht nicht selten den Fehler die Verteidigung des Eigentums gleichzusetzen mit der Verteidigung des liberalen Großkapitalismus; und weil nun die Kirche einsteht für das Privateigentum, so schließt man, daß sie sich auf Seite des Kapitalismus schlage. Doch von dem einen zum andern ist noch ein gewaltiger Sprung. Das Privateigentum ist eine uralte, geschichtliche Institution, die im Naturrecht wohlbegründet und somit unverletzlich und unantastbar ist. Der Kapitalismus ist eine zufällige Form der Produktion, aus eigentümlichen sozialen Verhältnissen erwachsen und deshalb ebenso veränderlich wie diese. Ebensowenig wie sich die Kirche mit einer bestimmten Regierungsform identifiziert, wenn sie für Ordnung und Autorität eintritt, ebensowenig sanktioniert sie eine bestimmte Produktionsweise wenn sie die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Privateigentums hochhält. Der Kapitalismus ist eine Entartungserscheinung, der Ausfluß ungesunder ökonomischer und sozialrechtlicher Verhältnisse, die Folge der Vorherrschaft der reinen Geldwirtschaft. Er stellt eine Ueberspannung des Eigentumsbegriffs dar. Er schält das Eigentum heraus aus seinem organischen Zusammenhang und entkleidet es aller sozialen Beziehungen und Verpflichtungen. Er hat das naturgemäße Verhältnis von Besitz und Arbeit verkehrt und diese in feindlichen Gegensatz zu einander gesetzt. Klein urteilt über den Kapitalismus wie folgt: „Es muß klar ausgesprochen werden: das Christentum muß und wird die Rechtmäßigkeit des Privateigentums verteidigen, aber es hat nicht den mindesten Grund, für die gegenwärtig herrschende kapitalistische Produktionsform sich zu begeistern. Der Kapitalismus ist nichts anderes als der Materialismus, übertragen auf die Volkswirtschaft. Der moderne Kapitalismus beruht also wesentlich auf der nämlichen materialistischen Weltanschauung wie der Sozialismus, mögen auch die praktischen Folgerungen des Materialismus für die obern Zehntausend ganz andere sein als für die Proletarier. Die Kirche

hat folglich keinen Grund, für ein gottloses und herzloses System einzutreten, welches ihr unermeßlich viel Schaden zugefügt hat, und welches eben deshalb unrettbar dem Untergang verfallen ist, weil es auf keinem anderen Recht beruht als auf dem Rechte des Stärkern. Stellt sich also der entschiedene Christ gegen die Sozialdemokratie feindlich, so geschieht das keineswegs aus Liebe zum Kapitalismus." (Der Sozialismus hat das Wort.)

Man hüte sich, dieses Zugeständnis ungebührlich umzuschlachten. Sinn und Tragweite werden wir später besser bemessen können. Doch dürfte sich daraus jetzt als klares Endurteil ergeben, daß Kapitalismus und Kirche keine Verbündete sind. Die Kirche hat von jeher gegen den Wuchergeist des Kapitalismus protestiert. Sie ist deshalb auch nicht mitschuldig an den traurigen Uebelständen, welche das Volk bedrücken. Die Wurzeln unserer Notlage sind im Liberalismus und Materialismus zu suchen.

Reform nicht Umsturz.

Es liegt uns also fern, die gegebene Gesellschaftsordnung heilig zu sprechen. Sie ist weder heilig noch unveränderlich. Dach das besagt noch nicht, daß sie nun dem Untergang geweiht sein muß. Das wäre eine übereilte Folgerung. Das Zerstören ist leicht. Doch vom Zerstören hat man nichts. „Man wirft den alten Eimer nicht weg, ehe man weiß, daß der neue das Wasser hält", sagt ein altes deutsches Sprichwort. Ehe man niederreißt soll man sich besinnen. Wir haben zwar manche Schäden entdeckt an unserm Gesellschaftssystem. Doch diese ließen sich wohl beheben, ohne die Grundzüge der Gesellschaft selbst anzutasten. Das Gesellschaftsgebäude in seinem Grundriß und Aufbau ist dauerhaft und fest gefügt. Es muß bleiben. Gründliche Aenderungen, vor allem eine ausgiebige Säuberung, müssen allerdings vorgenommen werden. Das Einzelne sehen wir später.

Das Radikale, das Maßlose, macht die Bessergesinnten und Denkenden stutzig. Und weil manche dem Arbeiter wohlwollende Sozialpolitiker diese radikale Neigungen fürchten, sind sie sehr vorsichtig in ihren Zugeständnissen ; sie bestehen auf dem Alten, damit nicht Alles in die Brüche geht. Durch maßlose Forderungen entfremden sich die Arbeiter alle besonnenen und ordnungsliebenden Elemente, besonders die mehr zum Konservatismus neigenden Bürger des besseren Mittelstandes. Mit einem billigen und gerechten Reformprogramm gewinnt man die nachhaltige Unterstützung der öffentlichen Meinung ; durch radikale Forderungen stößt man die besseren Elemente ab, und schart um sich die ewig Unzufriedenen, die verknöcherten Existenzen, die Revolutionäre aus Neigung oder Geschäft. Mit solchen aber läßt sich nichts erreichen. Das Mißtrauen gegen die soziale Bewegung stammt daher, weil diese so stark mit umstürzlerischen Bestrebungen versetzt ist.

Ist nicht das maßlose Hetzen des Sozialismus die stärkste Selbstverurteilung desselben ? Ein System, das nur stark ist im Kritisieren und Verurteilen, dokumentiert dadurch seine eigene Unfruchtbarkeit. Wo bleibt der Ernst, die Würde, der vernünftige Sinn, die praktische Durchführbarkeit eines Systems, das alles angreift mit seiner gehässigen Kritik, das fanatischen Haß entzündet gegen die Gesellschaft, gegen die Autorität, gegen die Religion, gegen harmlose Priester und gegen noch harmlosere Nonnen ! Was wird geschehen, wenn dieser Haß einmal die grausige, blutige Tat gebiert ! Was soll denn noch übrig bleiben ? Soll denn alles weggefegt werden von dieser wilden Sturmflut : Eigentum, Recht, Religion, Kirche, Familie,

Sittlichkeit! Ein System, das nur auf's Zerstören ausgeht, das Wind säet und die Feuerfunken des Hasses ausstreut, kann uns kein Vertrauen einflößen; denn es vermag höchstens einen furchtbaren Weltbrand zu entfesseln. Dabei würden wir selbst höchst wahrscheinlich unser Bischen Leben verlieren und unsere Kinder könnten aus den Trümmern die verkohlten Reste einer zerstörten Kultur ausgraben!

Um unliebsame, radikale Schlüsse zu verhindern, stellt man es manchesmal so dar, als ob unsere jetzige Produktionsweise unbedingt bleiben müßte, als ob der Kapitalismus ein zartes Kräutchen Rühr-mich-nicht-an wäre. Räumen wir alle diese faulen Bedenken weg; vertrauen wir dem ruhigen Urteil des denkenden Arbeiters, der noch nicht vom Sozialismus fanatisiert ist und sich noch nicht berauscht hat am Kelche des Hasses. Die keusche, nackte Wahrheit kann auf die Dauer nicht schaden. Sie wird die Luft klären und die falsche Sicherheit mancher erschüttern. Denn gerade die Behauptung von der Unveränderlichkeit und Gerechtigkeit der bestehenden Ordnung hat die Mächtigen in ihrer Sicherheit und die Großkapitalisten in ihrer Unbeugsamkeit und Rücksichtslosigkeit bestärkt. Man meint das Volk sei dazu bestimmt auf immer im Joch der Lohnsklaverei zu gehen und stumm und geduldig den Karren der Zivilisation weiterzuschleppen, gespornt von der Sorge um den täglichen Bissen.

Genau so dachten die höheren Stände vor der Revolution in Frankreich. Sie hielten ihre maßlosen Privilegien für gottgeschenkte, unveräußerliche Rechte und weigerten sich das harte Joch, das auf dem wunden Nacken des Volkes lastete, zu erleichtern. Nachgiebigkeit, vernünftige Zugeständnisse zur rechten Zeit hätten sie und Frankreich retten können. Doch sie versteiften sich auf ihre vermeintlichen, illusorischen Rechte und beschworen den Untergang herauf. Der Sturm kam und fegte gründlich weg das, was man für Ewig gehalten in vorsätzlicher Verblendung und unchristlichem Dünkel!

Es ist wichtig, das Wesentliche und Zufällige in der Gesellschaft auseinanderzuhalten, damit sich die Reform daran orientiere. Es ist auch aus dem Grunde wichtig, damit wir die irregeleiteten Anhänger des Sozialismus zurückgewinnen. Viele schließen sich diesem an, weil sie glauben, daß sonst niemand an eine ernstliche Reform denkt. Weiß bemerkt hierzu: „Gerade deshalb ist es so notwendig, daß wir alle Kraft darauf verwenden, die Grundbegriffe der wahren Gesellschaft klar zu machen, denn zweifellos befinden sich in den Reihen der Sozialisten Tausende, die nur halb, nur widerwillig, nur notgedrungen mit ihnen halten, weil sie glauben, daß niemand außer ihren Kreisen für sie und für den Ruf der Zeit Sinn habe, die aber wieder zu gewinnen sein werden, wenn sie sehen, daß man anderswo auch noch die Notwendigkeit einsieht, die Gesellschaft zu erneuern, daß man aber dort diesen Plan besonnener, ernster und mit mehr Aussicht auf eine allmähliche gesunde und dauerhafte Verwirklichung verfolgt." (A. a. O.)

Ein Körnchen Wahrheit steckt schon im Sozialismus, wenn auch ins Groteske verzerrt: und diese Wahrheit ist die Idee der solidarischen Verantwortung der Gesellschaft für das Wohl Aller. Der Sozialismus stellt eine Ueberspannung dieser Idee dar; er will den Staat gleich alles für den Einzelnen tun lassen; vergißt aber dabei, daß dies einen unerträglichen Zustand der Bevormundung erzeugen müßte. Es gilt die goldene Mitte zu finden zwischen Staatspaternalismus und liberalem Individualismus: und diese finden wir im christlichen Solidarismus.

In diesem Sinne erwarten und streben wir an mit allen erlaubten und gesetzlichen Mitteln eine tiefeinschneidende Reorganisation der Gesellschaft, eine Neugestaltung des Wirtschaftslebens. Wie immer sich diese im Detail auswirken mag, eins ist sicher, es muß in ihr die Idee der sozialen Gerechtigkeit besser als bislang zum vollen Ausdruck gelangen. Die Industrie muß eine Form annehmen, welche der Anarchie der Produktion steuert, die Konkurrenz, wenn nicht aufhebt, so doch mäßigt und ordnet, dem Gemeinwohl mehr entspricht, der Arbeit gerecht wird und allen in reichem Maße den Genuß der Nationalgüter zugänglich macht. Treffend bemerkt Biederlack: „Die Wirtschaftsordnung ist so einzurichten, daß alle für angestrengte und andauernde Tätigkeit, aber auch nur für eine solche, als Lohn schon jetzt die Erhaltung und Besserung ihrer äußeren Lage erwarten können." (Die Soziale Frage.)

Schon Bischof von Ketteler hielt den Kapitalismus nicht für eine endgiltige Form der wirtschaftlichen Organisation, sondern für ein Durchgangsstadium; er bezeichnet als Ziel der sozialen Reform die Ueberführung des großindustriellen Betriebs in den genossenschaftlichen, wo das Kapital der Arbeit und nicht mehr diese jenem dient. Was uns an dieser Reform anspricht ist der Umstand, daß sie die Grundzüge unberührt läßt, das Privateigentum in seinem ganzen Umfange wahrt und die persönliche Freiheit des Einzelnen sichert. Sie kann eingeführt werden ohne grundstürzende Neuerungen und auf friedlicher Weise, jedenfalls dann wenn die Staatsmänner rechtzeitig zur Einsicht kommen. Und mehr als ein Strohhalm zeigt daß der Wind in dieser Richtung weht.

Der Sozialismus ist eine ernste Warnung. Sein gewaltiges, unaufhaltsames Anwachsen sollte den berufenen Kreisen die Augen öffnen. Es gibt immer noch solche, die meinen, es lasse sich ihm beikommen mit Ironie oder wohlfeilen Phrasen. Der Sozialismus schöpft seine siegreiche Kraft aus dem bestehenden Unrecht; und erst wenn dieses weggeräumt ist, wird er in sich zusammenbrechen. Die einzige Antwort auf den Sozialismus ist gründliche und schleunige Sozialreform!

Wir sind mit Bezug auf die Aussichten der Sozialreform optimistisch. Wir glauben nicht daß es zu einer Katastrophe kommen muß. Zwar sind wir auf dem besten Wege dazu. Doch nehmen wir an, daß die Gesellschaft rechtzeitig umschwenken wird. Das überall erwachende soziale Bewußtsein flößt uns diese Hoffnung ein. Um so sicherer dürfen wir das erwarten in einem Lande, in welchem als höchste und letzte Instanz der Volkswille gilt.

Wirtschaftliches Chaos.

Oft schreitet die Zeit im Sturmschritt voran, und die Menschen vermögen es nicht mit ihr gleichen Schritt zu halten; erst nach und nach finden sie sich in den geänderten Verhältnissen zurecht. So ist es mit der Industrie geschehen. Um 1750 setzte eine gewaltige Revolution ein, welche die Produktion von Grund auf umgestaltete. Diese industrielle Revolution war die Folge der staunenswerten Erfindungen jener Zeit, der Verwendung der Dampfkraft in der Gütererzeugung.

Diese neue Produktionsweise paßte nicht mehr in den Rahmen der ökonomischen Ordnung. Jene war auf das Kleinhandwerk zugeschnitten und ging bei den Riesendimensionen der Großindustrie aus den Fugen. Man wußte nicht, wie die neue Industrie zu handhaben sei. Zunächst überließ

man sie sich selbst. Doch die Industrie ohne ökonomische Ordnung betätigte sich zum Schaden der Gesellschaft. Somit sah man allgemach die Notwendigkeit einer Regelung derselben durch festgelegte Normen ein. An diesem Punkte sind wir jetzt angelangt. Die Gährung hat aufgehört und es beginnt sich zu klären. Aus dem wirtschaftlichen Chaos beginnt sich eine neue Wirtschaftsordnung zu entwickeln.

Die Entwicklung der Industrie ist zu einem zeitweitligen Stillstand gekommen. Man kann einen Ueberblick über ihre Ausdehnung gewinnen. Und nun kann man daran gehen für sie eine rechtliche, in den Organismus der Gesellschaft sich eingliedernde Form zu finden. Das wird immer noch Mühe kosten und kann nur durch starke und nachhaltige Staatshilfe erzielt werden; denn die Industrie, die nun einmal so wild aufgewachsen ist, liebt es nicht, sich Einschränkungen gefallen zu lassen; sie gleicht einem Bullen, der zulange die ungezügelte Freiheit der Straße genossen und dem vernünftige Zucht nun wie eine Zwangsjacke vorkommt.

Die aus dem Gleichgewicht geworfene ökonomische Ordnung beginnt ihren Schwerpunkt zurückzuerobern. Professor K. Gide, ein weitschauender französischer Sozialökonom, erklärt in diesem Zusammenhang: „Wir haben allen Grund anzunehmen, daß die großen ökonomischen und sozialen Umgestaltungen, deren Zeuge das 19te Jahrhundert war, ihren Höhepunkt erreicht haben und daß unsere Nachkommen von ähnlichen Umwälzungen verschont bleiben werden. Ihnen wird ein ruhigeres Leben beschieden sein, nicht unähnlich dem sicheren, friedlichen Dasein unserer Voreltern. Die Geschichte beweist, daß auf große ökonomische Umwälzungen immer eine längere Periode der Ruhe folgt. Die Dampfkraft dürfte wohl alle ihre wesentlichen Aenderungen ausgewirkt haben. Eine neue Erfindung, die ähnliche Umstürzungen im Gefolge haben würde, wie Nutzbarmachung der Dampfkraft, ist vorläufig nicht denkbar und liegt jedenfalls in nebelhafter Ferne." (Principles of Political Economy.) In ähnlicher Weise äußert sich Devas. Wir dürften somit einem Zeitalter sozialer Anpassung und sozialen Ausgleichs entgegen gehen, in welchem die den alten Formen entwachsene Industrie neue Formen findet, welche der sozialen Gerechtigkeit entsprechen. Die alte Zuchtordnung hätte sich vielleicht den neuen industriellen Verhältnissen gemäß erweitern können, wäre sie nicht selbst ganz und gar verknöchert und morsch gewesen. So aber folgte der Zusammenbruch aller Ordnung und es entstand unser wirtschaftliches Chaos, aus dem sich Alles neu entfalten muß. Unsere Hoffnungen einer neuen ökonomischen Zukunft sind also nicht ins Blaue hineingebaut, sondern sie gründen sich auf geschichtliche Beobachtungen. Wir befinden uns auch hier in Einklang mit den konservativen Vertretern der christlichen Sozialökonomie, wie folgender Beleg aus Pesch beweist: „Durch die gewaltigen technischen und wirtschaftlichen Umwälzungen des letzten Jahrhunderts wurden nun der volkswirtschaftlichen Entwicklung neue Bahnen angewiesen. Nicht um Beseitigung oder Verkürzung der modernen Errungenschaften kann es sich heute handeln. Das zu lösende Problem besteht vielmehr darin, für den neuen ökonomischen Inhalt die entsprechenden neuen Formen der Rechts-, Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung zu finden. Wie der Jüngling den Kleidern des Kindes entwächst und eines neuen Rockes bedarf, so fragt es sich hier, welche Aenderungen in der überlieferten Ordnung des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens vorzunehmen sind, damit unter den neuen und immer noch sich wandelnden Verhältnissen das Ziel der Volkswirtschaft, der

Volkswohlstand, gebührend Verwirklichung finde." (Lehrbuch der Nationalökonomie.)

Brauen auch noch um uns die haltlosen Nebel sozialen Wirrwars, so leben wir doch der tröstlichen Zuversicht, daß feste, geregelte Formen und geordnete Gestaltungen sich aus der gährenden Masse herausarbeiten werden und daß der Morgen der nächsten Zukunft eine schön gegliederte Landstraße sozialer Ordung bestrahlen wird.

Der Proletarier.

Unser modernes Wirtschaftssystem kann keiner verstehen, der nicht einen klaren Begriff von den ganz eigenartigen Verhältnissen des Proletariers hat. Auch alle Reform muß beginnen mit einem ernsten Studium seiner Lage; denn gerade aus seinen Bedürfnissen erwächst die gebieterische Notwendigkeit einer Reform, und aus seinen Kreisen dringen die lautesten Rufe nach derselben. Ja man kann wohl sagen, daß die eigentlichen Träger der sozialen Bewegung die Proletarier sind; die breiten, niederen Massen der Bevölkerung. Man nennt sie auch die Enterbten, da sie keinen Anteil haben am Nationalreichtum. Proletarier ist kein Schimpfwort. „Wollen wir die Wesenheit des Proletariers erkennen, so müssen wir uns zunächst von der Vorstellung losmachen, die diese Bezeichnung in uns erzeugt, ehe wir Marx gelesen haben: ich meine die Vorstellung von zerlumptem Gesindel." (Werner Sombart, Sozialismus und Soziale Bewegung.)

Die Proletarier sind arbeitstüchtige und arbeitslustige Gesellen, die das riesige Gangwerk der Industrie in flottem Betrieb erhalten; intelligente Menschen, die für sich selbst denken und sich innere Randglossen machen zu den ökonomischen Erscheinungen der Gegenwart. Es sind willensstarke Männer, die des ewigen Rückenbeugens überdrüssig geworden sind. Sie sind es, die den Baum der Industrie bewässern, dessen Früchte jedoch nicht pflücken. Es sind die Starken, die auf ihren breiten Schultern den kühnen Bau unserer Wirtschaft tragen. Ihr Anblick erfreut: ihre Sehnen spannen sich wie Drähte, roter Lebenssaft rinnt in ihren Adern, die Entschlossenheit hat tiefe Furchen ihnen ins Gesicht gezeichnet, trotz des immerwährenden Krümmens ist ihr Rückgrat elastisch wie eine Damaszener Klinge. Wie oft habe ich sie beneidet diese gottbegnadeten Söhne der Arbeit! Sie gemahnen mich an jene Reckengestalten, die wir an den Façaden unserer öffentlichen Gebäude sehen und die mit ihrem steinernen Nacken die stolzen Bögen stützen.

Auch ist der Durchschnittsproletarier nicht schlechtweg ein Hungerleider, dem die Rippen krachen. „In der Tat: die äußere Lebenshaltung ist keineswegs immer eine gedrückte. Das absolute Elend ist keinesfalls ein Spezifikum des Proletariats als Klasse (wenn es auch natürlich in seinen Reihen ungezählte Existenzen von Hungerleidern gibt." (W. Sombart.) Und daraus zieht Sombart nicht ganz zu Unrecht den Schluß: „Wenn wir also das Proletariat in Bewegung kommen sehen, um sich aus seiner Lage zu emanzipieren, wenn wir diese Bewegung getragen sehen von den Empfindungen des Hasses, des Neides, der Empörung, so kann das absolute Elend nicht die Quelle dieser Strömungen sein." Gewiß nicht, wir müssen da tiefer schürfen, und wenn wir viel Schutt weggeräumt haben, werden wir entdecken, daß die soziale Bewegung auf ethischem Gebiete entspringt.

Ich habe niemals die Arbeiterfrage als bloße Magenfrage aufgefaßt, wenn ich auch zugebe daß dieses Moment stark mit in dieselbe hineinspielt.

Ich möchte darin sogar von Ketteler widersprechen, der sonst in dieser Sache so prophetenhaft tief und sicher geschaut hat. Der große Bischof stellt nämlich den Satz auf: „Die sogenannte Arbeiterfrage ist in ihrem Wesen Arbeiterernährungsfrage." Doch hatte diese Behauptung für von Ketteler's Zeit noch eher Berechtigung, da das materielle Elend der Massen damals viel größer war als heutzutage. Unterdessen aber hat es sich gezeigt, daß die Besserung der Lebenshaltung unter den Arbeitern die Ausbreitung des Sozialismus nicht hindert. Somit muß das treibende Ferment dieser Bewegung tiefer liegen. Auch eine diesbezügliche Bemerkung Sombart's, dem ich sonst gerne als Gewährsmann folge, halte ich für oberflächlich und unzulänglich; er behauptet: „An Roastbeef und Applepie wurden alle sozialistischen Utopien zu Schanden." (Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?) Der Grund warum bis vor Kurzem der Sozialismus in Amerika keinen rechten Nährboden gewinnen konnte, war, das sei nur nebenbei bemerkt, die Tatsache, daß die Türen zu sozialer Selbständigkeit und zu gesichertem Kleinbesitz dem Fleiß und der Sparsamkeit angelweit offenstanden. Nunmehr ist das Nationalgut des Landes so ziemlich vom Kapitalismus aufgesaugt, so daß es schwer hält, auch nur einen winzigen Brocken zu erlangen. Auch dem amerikanischen Lohnarbeiter ist die begründete Aussicht auf ökonomische Unabhängigkeit benommen: auch er ist jetzt berufen, als Proletarier zu leben und zu sterben. Und deshalb stimmen wir mit Sombart's Schlußurteil wieder überein. Es lautet: „Alle diese Momente aber, die bis heute die Entwicklung des Sozialismus in den Vereinigten Staaten aufgehalten haben, sind im Begriff zu verschwinden oder in ihr Gegenteil verkehrt zu werden, so daß infolgedessen der Sozialismus in der Union im nächsten Menschenalter aller Voraussicht nach zu voller Blüte gelangen wird." (A. a. O.) Doch zu prophezeien brauchen wir nicht mehr: denn die Sozialisten sind hier, und allem Anschein nach mit der Absicht zu bleiben. Und eins haben die Herren Sozialisten, ich will sie nicht beleidigen, mit dem Unkraut gemein: nämlich, daß sie schnell wachsen und nicht leicht fortzubringen sind.

Die Arbeiterfrage ist eine ethische Frage: eine Frage der Gerechtigkeit. Die soziale Bewegung geht hervor aus dem Gefühl erlittenen Unrechts und einer unbilligen Verteilung von Lasten und Vorteilen innerhalb des Rahmens der Gesellschaft. Sie ist der krystallisierte Protest gegen die Verkennung der sozialen Seite des Privateigentums und gegen den Mißbrauch des Reichtums.

Ganz in unserm Sinne redet Pesch: „Zuweilen wird die soziale Frage geschmacklos eine Magenfrage genannt. Sie ist in Wirklichkeit eine Frage der Kultur, des Fortschritts in der Kultur, wobei dem materiellen, geistigen, sittlichen Interessen des Menschen und Volkes zugleich Rechnung getragen wird."

Die soziale Frage ist die Frage, ob es billig und recht sei, daß die Massen des Volkes dauernd um die besten Kulturgüter des Fortschritts betrogen werden!

Sittlicher Charakter der sozialen Bewegung.

Den sittlichen Charakter der sozialen Bewegung anerkennen, heißt nicht dem Sozialismus irgendwelche Berechtigung zusprechen. Der Sozialismus ist nicht die soziale Bewegung, sondern nur ein Zweig derselben, und zwar ein Wasserreis. Er hat sich in einer verfehlten Richtung verloren; er

ist ein Auswuchs an einem sonst gesunden Stamm. Eigentlich können wir den Sozialismus aus den Reformversuchen ausscheiden, denn er will keine Reform der Gesellschaft, sondern Umsturz. Zudem ist der Sozialismus viel zu engherzig, um wirklich Großes schaffen zu können. Er besitzt keine großzügige, soziale Auffassung der Gesellschaft : er betrachtet sie vom engsten Gesichtswinkel des Klasseninteresses. Er bewegt sich in den engsten Geleisen eines scharfzugespitzten Klassenindividualismus ; er verkörpert den rücksichtslosen Egoismus des Arbeiterstandes. Begreiflich ist er als Reaktion gegen den ebenso rücksichtlosen Egoismus des Kapitalismus. Beide sind extrem und deshalb störende Elemente im gesellschaftlichen Organismus. Wir müssen den Sozialismus schon ablehnen wegen seiner einseitigen Betonung wirtschaftlicher Interessen bei gänzlicher Vernachlässigung kultureller Interessen ; ferner wegen seiner ausschließlichen Vertretung von Klasseninteressen ohne Berücksichtigung des Gesammtwohls. Der Sozialismus sucht ein Unrecht durch ein anderes Unrecht gut zu machen.

Je mehr wir die soziale Bewegung sittlich vertiefen, um so klarer tritt das Ziel derselben hervor, und um so deutlicher erkennen wir die zur Verwirklichung geeigneten Mittel. Am Polarstern der Gerechtigkeit muß sich dieselbe orientieren ; im Lichte der Gerechtigkeit sich ihre Wege vorzeichnen.

Entzündet rings auf den Bergen weit
Das flammende Feuersignal der Zeit :
Gerechtigkeit !

So lange wir nur das Rechte wollen, sind unsere Pläne maßvoll, durchführbar und der Gesellschaft nicht verderblich. Denn die Gerechtigkeit kann niemanden schaden.

Für Wagner ist die „soziale Frage nichts anderes als der zum Bewußtsein gekommene Widerspruch der volkswirtschaftlichen Entwicklung mit dem als Ideal vorschwebenden und im politischen Leben sich verwirklichenden, gesellschaftlichen Entwicklungsprinzip der Freiheit und Gleichheit." Der fundamentale Fehler unseres ökonomischen Systems besteht darin, daß es die Arbeit als Waare behandelt und den Menschen zum Werkzeug des Kapitals erniedrigt. Die Sozialreform will dem Menschen in der ökonomischen Ordnung seine Würde zurückgewinnen und der Arbeit ihren persönlichen Charakter zurückerstatten. Das sind die sittlichen Momente, die in der sozialen Bewegung wirksam sich erweisen, wenn auch oft unbewußt und verworren. Deshalb die Tiefe, die Breite, die Wucht der sozialen Bewegung : in ihr steckt die ganze Spannkraft frevelhaft zu Boden getretener Menschenrechte. Für Brot begeistern sich die Menschen nicht ; wohl aber für die hohen Güter der Gerechtigkeit. Daß bei dieser Bewegung grobe Entgleisungen und tolle Ungerechtigkeiten vorkommen, besagt nichts gegen ihre Grundtendenz, die hinzielt auf soziale Gerechtigkeit, wie die Magnetnadel zum Pol.

Was kann denn der Proletarier gerechter Weise und ohne Nachteil für die Gesellschaft und ohne Beeinträchtigung anderer wesentlichen Stände fordern ?

Was kennzeichnet den Proletarier?

Indem wir den Begriff des Proletariers weiter entwickeln, werden wir sehen, worin die Ungerechtigkeit unserer gesellschaftlichen Verhältnisse besteht, und danach das Maß der gerechten Reformen bemessen können.

Der Proletarier ist besitzlos; er lebt von der Hand in den Mund. Er ist losgelöst von Grund, Boden und jedem festen Besitz. Das einzige, worauf er rechnen kann, ist seine tägliche Arbeit; versagt diese, so sieht er sich der Brotlosigkeit gegenüber. „Den Proletarier charakterisiert die Unsicherheit der wirtschaftlichen Existenz trotz vorhandener Arbeitsfähigkeit." (Scheimpflug, Proletariat, Staatslexikon.) Der Lohn des Proletariers ist nicht notwendig klein: aber unsicher, ungewiß, unbeständig und Schwankungen unterworfen. Das Kapital läßt nur arbeiten, so lang es ihm Nutzen bringt. Daher die Unsicherheit des Proletariers. Die einzige Quelle seines Einkommens mag jeden Augenblick versagen; das einzige Mittel seiner Existenz mag jederzeit wie ein dürrer Stab unter ihm zusammenbrechen. Die Gesellschaft garantiert ihm keine dauernde Beschäftigung. Somit wird er zum Spielball unberechenbarer Verhältnisse, die man unter dem Namen Konjunktur zusammenfaßt. Sehr bezeichnend hat man das Proletariat den Schatten des Kapitalismus genannt. Seine Existenz ist unsicher und ganz und gar abhängig vom Kapital.

Der Proletarier verkauft seine Arbeit und muß auf das Produkt derselben verzichten; dieses hingegen bereichert einen anderen. Daraus ergibt sich für ihn das peinliche und nagende Gefühl des Benachteiligtseins, des Enterbtseins. Es erwacht in ihm der Haß gegen die Besitzenden, die auf ihn herabsehen, aber den von ihm erzeugten Mehrwert einheimsen. Die Lohnarbeit muß sein Lebensberuf bleiben; höchstens hat er die reizende Aussicht, daß es ihm in seinem Alter noch schlimmer gehen wird, wenn ihn vorher seine Arbeit nicht aufreibt. Kein Wunder, daß da ein Gefühl der Erbitterung in ihm aufkeimt. Er kann sich nicht herausarbeiten aus seiner prekären Stellung: überall rennt er gegen geschlossene Türen, gegen unübersteigbare Schranken. Durch's ganze Leben begleitet ihn das Gefühl der Unsicherheit. Geht es ihm fünf Jahre gut, so muß er besorgen, daß die nächsten Jahre um so schlimmer werden. Lohnminderung, Preissteigerung, Arbeitslosigkeit sind die Gespenster, die ihn ängstigen.

Unter sotanen Umständen wird uns die gänzliche Interesselosigkeit des Proletariers gegenüber der Gesellschaftsordnung verständlich. Der Bestand, die Geschicke, der Fortschritt der Gesellschaft sind ihm gleichgiltig: denn er hat wenig zu gewinnen und gar nichts zu verlieren. Er besitzt keinen Berufsstolz und keine Arbeitsfreudigkeit. Eine große, bleierne, dumpfe Ergebenheit, durch welche bisweilen lichterloh der Zorn bricht, liegt auf seiner Seele. Dazu kommt noch seine Schutz- und Wehrlosigkeit. Er weiß, daß er ausgebeutet und um die Früchte seines Schweißes betrogen wird; doch er vermag nichts dagegen. Er hat den Zusammenhang mit der Gesellschaft und ihren wohltuenden Rechtsschutz verloren; er ist wie ein abgerissenes Blatt, eine Beute der Zufälle.

Der Mensch muß etwas haben, wofür er sich sorgt, wofür er fürchtet und zagt und bangt; das seinem Gemüt Ballast gibt und so Gleichgewicht und Ruhe. Gerade dieses absorbierende Interesse geht dem Proletarier ab, weshalb es so leicht ist, in ihm Unzufriedenheit zu erwecken. Er brütet über den sozialen Mißverhältnissen, weil er nichts Persönliches hat, das sein Herz ausfüllt. Paulsen trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er vom Proletarier schreibt: „Er hat kein Eigentum, sondern bloß seinen Wochenlohn; Eigentum gibt Sorgen und Gedanken, es zu erhalten und zu verbessern, und sei es nur eine baufällige Hütte und ein armseliger Kartoffelacker. Der moderne

großstädtische Arbeiter hat keine privaten Sorgen; all sein Denken und Streben richtet sich daher auf die allgemeine Lage; eine Veränderung seines Zustandes kann nur durch Veränderung der öffentlichen Zustände erreicht werden. So kommt jene einseitige Bewußtseinskonzentration zu stande, die in vielen Köpfen bis zum Fanatismus, in einzelnen bis zur Monomanie sich steigert." (System der Ethik mit einem Umriß der Staats- und Gesellschaftslehre.)

Der Proletarier hat unseliger Weise das Vertrauen auf seinen Fleiß und den Glauben an die erlösende Kraft der Sparsamkeit verloren. Wie er von Tag zu Tag verdient, so gibt er von Tag zu Tag aus. Er rechnet nicht mit der Zukunft; er rechnet nur mit dem Jetzt. Denn die Möglichkeit, sich gegen die Unbilden der Zukunft sicher zu stellen, ist zu gering, als daß er sie ernstlich in Betracht zöge. Er weiß, die nächste Arbeitsstockung wird doch alle Ersparnisse verschlingen, und dann muß er ja doch darben; also ein bischen länger oder kürzer. Nur den heutigen Tag hat er, und den will er ganz haben. Wer kann die ganze abgründige Trostlosigkeit einer solchen Lage ermessen! Mögen jene weisen Splitterrichter, denen die Gesellschaft ohne namhaftes Verdienst den Brotkorb täglich vor die Nase setzt, aburteilen über die Gedankenlosigkeit und den Leichtsinn der Arbeitermasse!

Gewiß auch ich sage, der Arbeiter könnte sich in guten Tagen etwas für schlimme Zeiten zurücklegen, denn in den meisten Fällen reicht sein Einkommen völlig dazu hin; doch es fehlt ihm am Ansporn: seine Ersparnisse verkörpern sich nicht in dauernden Resultaten; sie sind doch nur da, um schließlich wieder von den täglichen Bedürfnissen verschlungen zu werden. Unter sotanen Umständen gehörte zur Sparsamkeit schon ein wahrer Heldenmut, den man ebenso wenig vom Durchschnittsproletarier wie vom Durchschnittsmenschen im allgemeinen erwarten kann. Die Frucht des Fleißes und der Sparsamkeit muß eine greifbare, bleibende sein, sonst kann sie nicht zündend und nachhaltig wirken. Von diesem Gedanken ausgehend schrieb Leo XIII. die schwerwiegenden Worte: „Gewinnt der Arbeiter einen genügenden Lohn, um sich mit Frau und Kind anständig zu erhalten, ist er zugleich weise auf Sparsamkeit bedacht, so wird er es, dem natürlichen Drange folgend, auch dahin bringen, daß er eine Barschaft zurücklegen und zu einem kleinen Einkommen gelangen kann. Nicht blos muß der private Besitz, will man zu irgend einer Lösung der sozialen Frage gelangen, als ein unantastbares Recht gelten, sondern der Staat muß also auch dieses Recht in der Gesetzgebung begünstigen, und sollte in seinen Maßregeln dahin zielen, daß möglichst viele aus den Staatsangehörigen irgend ein bescheidenes Eigentum zu erwerben trachten." (Enzyklika über die Lage der Arbeiter.) Das heißt doch wohl, der Staat soll den Kleinbesitz erleichtern, möglichst vielen den Mitbesitz am öffentlichen Gut zugänglich machen. Wo der Gewinn von persönlichem Eigentum allzusehr erschwert wird, da schwindet die Arbeitsfreude gerade wie im sozialistischen Staate, wo es überhaupt kein Privateigentum geben würde. Daher soll der Staat das Zusammenziehen des Eigentums nicht fördern, da so der großen Masse der Sporn zum Fleiß und zur Sparsamkeit entzogen wird. Der Besitz soll nicht zum Monopol Weniger werden; das kleine Eigentum soll besonderen Schutz genießen, damit es nicht zu leicht verschuldet und dann verschlungen wird.

Das graue Einerlei nimmt dem Proletarier die Spannkraft aus der Seele. Wir verwerfen ja gerade deshalb den Sozialismus, weil er die per-

sönliche Note aus dem Dasein nimmt, die Selbstbestimmung hemmt, Furcht, Hoffen, Sorgen abwirft auf den Staat. Aehnlich geht es jetzt schon dem Proletarier: und deshalb schreckt ihn nicht die entsetzliche Monotonie des sozialistischen Staates:

„Denn das große Ziel der großen
Zukunft ist die Einerleiheit."

Gebt dem Proletarier etwas, das seine Seele aufstachelt aus ihrer Apathie, und er wird sich mit Schaudern abwenden von dem öden, trostlosen Schattenreich des sozialistischen Zukunftsstaats mit seiner entsetzlichen Stagnation aller persönlichen Interessen, mit seiner stummen Geschäftigkeit nach Ameisenart, mit seiner stumpfen, tötlichen Gleichförmigkeit!

„Es gibt nichts in der Welt, was der Mensch weniger entbehren kann als Sorge und Hoffnung. Ohne sie wird das Leben geschmacklos und unbedeutend. Ein Leben, dem sie ganz genommen sind, ist das Leben eines Sklaven, der arbeitet und gefüttert wird und an morgen nicht denkt. Die wirtschaftlichen Tüchtigkeiten vertümmern. Selbst Sparsamkeit und umsichtige Verwendung des Einkommens gedeihen schwer auf diesem Boden." (Paulsen, a. a. O.)

Wenn man alle diese konkreten Verhältnisse in's Auge faßt, versteht man die Fortschritte des Sozialismus und zugleich wo die Sozialreform einsetzen muß. Mit theoretischen Grundsätzen reicht man nicht. Die klassische Nationalökonomie war in der Theorie so übel nicht, doch in der Praxis hat sie sich schlecht bewährt. Der christliche Sozialreformer legt mehr Gewicht auf die Güte seiner Prinzipien, dabei vergessend, daß diese sich nicht so rein auswirken in der rauhen, eckigen Welt. Mehr Berührung mit der Wirklichkeit! Die Hand am Pulse der Zeit und den Blick auf die leuchtenden Sterne ewiger Wahrheiten gerichtet: so, und nur so, kann man das Richtige treffen!

Der Vollblut-Proletarier ist eine unheimliche Erscheinung. Ohne Freude sorgenlos; verdrossen, hoffnungslos, abgestumpft, im schlimmsten Sinne frei. Alles was die Seele angenehm bewegt, geht ihm ab.

Um diesen armen Mann noch ärmer zu machen, hat man ihm sein letztes Kleinod, die Religion, genommen. Sie war sein letzter Trost. Ich sage nicht Zügel; denn die Religion ist nicht da, um den Mammon zu schützen. Den ungerechten Mammon auf die Dauer zu schützen, vermöchte selbst die Religion nicht. Es gibt nur einen Schutz für den Reichtum: das ist der rechtmäßige Erwerb und der rechte Gebrauch des Reichtums und die weise Beschränkung desselben durch soziale Rücksichten.

Hören wir Albert Maria Weiß, einen Dominikaner, einen Bettelmönch, einen Mann, der das Wort des Herrn befolgt: Selig sind die Armen im Geiste! Und was hat der Mann zu sagen? Wohlan, hören Sie. „Die Besitzenden sind selber schuld daran, daß das furchtbare Wort populär geworden ist: Eigentum ist Diebstahl.

Das ist freilich eine weltumstürzende Unwahrheit. Nein, Eigentum, wir reden von rechtmäßigem Eigentum, ist ein unantastbares Recht, geheiligt durch die Zwecke der Gesellschaft und der öffentlichen Ordnung, die ohne Sicherheit des Eigentums nicht bestehen kann, geheiligt durch das Gesetz Gottes und der Natur, das nie ohne äußerste Gefahr verletzt wird.

Aber das ist richtig, daß jede Verwendung des Eigentums, welche es nicht der Gesellschaft zu gute kommen läßt oder es vollends dem allgemeinen

Besten entzieht, ein Raub am Recht ist, und das ist schwerer gut zu machen als Diebstahl." (A. a. O.)

Ja, es ist schwer geworden den Reichtum zu schützen, weil er so vielfach nicht auf dem Recht und der Gerechtigkeit beruht. Der gerechte Reichtum ist sein eigener Schutz, durch den Segen den er Allen bringt. Der ungerechte Reichtum, der entstanden ist durch Raub an der Gesellschaft und durch Verarmung der Massen, wird niemals sicher sein. Wer es gut meint mit dem Reichtum, der dringt darauf, daß er umzäumt werde mit Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und Billigkeit.

Nein, nicht ein Schutz für den ungerechten Mammon soll die Religion sein, wohl aber ein Trost für den Armen und Bedrängten. Und auch diesen hat man ihm genommen. Als ganz unverdächtigen Zeugen dürfen wir wohl Werner Sombart anführen. Und dieser sagt: „So blieb als einziges Licht in dieser trüben Nacht: der Trost, den die Religion spendete, die Hoffnung auf ein besseres Jenseits. Aber der Kapitalismus hat reine Bahn gemacht: er hat die Aufklärung gebracht und mit der Aufklärung auch der Masse den Unglauben. Es ist gar nicht zu sagen, welchen ungeheuren, inneren Zusammenbruch es bedeuten muß, wenn aus diesem stumpfen, einförmigen, qualvollen Leben, das das Proletariat zu führen verdammt ist, der kindliche Glaube genommen wird: daß es gerade den Armseligen und Beladenen im ewigen Leben doppelt gut ergehen wird. Es ist, wie wenn ein gesunder, junger Mensch plötzlich erblindet; wie wenn das letzte Abendrot von den Kuppen der Berge verschwindet und die Welt nun im stumpfen Dunkel der Nacht daliegt." (Das Proletariat.)

Das ist der Proletarier, wie er leibt und lebt; die gegenwärtige Ordnung ist ihm nichts, die zukünftige Alles; er hat seine Sache auf nichts gestellt; er setzt sein Hoffen und Trachten auf einen Würfel: den Zusammenbruch der jetzigen Ordnung; zu verlieren gibt es nichts; also kann er nur gewinnen. Seine Devise ist die Faustens:

„Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel."

Ein solcher Stand ist eine Gefahr für den sozialen Frieden: das Element, an dem jede Umsturzbewegung anknüpfen kann.

Ich glaube, daß ich damit die Psychologie des Proletariats getroffen habe. In gleich sympathischer Weise suchen alle christlichen Sozialpolitiker in die Gedankenwelt derselben einzudringen, um aus diesem Verständnis heraus geeignete Mittel der Abhilfe zu finden. Hat man einmal den Kern des Uebels erfaßt, so findet man leichter das Gegenmittel. Wir beobachten bei den meisten katholischen Soziologen denn auch ein liebevolles Eingehen auf die Forderungen und Wünsche des Proletariers, soweit diese andere geheiligte Rechte nicht beeinträchtigen. Selbst Leo XIII. zeigt in dieser Sache ein sehr weitgehendes Entgegenkommen.

Hätte man auf die christlichen Sozialpolitiker gehört, so wären wir nie soweit gekommen, und die Gesellschaft hätte sich nicht in der Sackgasse des Kapitalismus verrannt; denn diese haben von jeher gegen die Vorherrschaft des Geldes Front gemacht.

Christliche Sozialpolitik.

Die ganze christliche Sozialreform gipfelt in zwei Kernforderungen: Existenzsicherheit für Alle und Kleinbesitz für möglichst Viele. Dadurch hört das eigentliche Proletariat auf. Der Proletarier gewinnt wieder einen Inhalt für sein Dasein, Ruhe, Zweck, ein Ziel für sein Streben, etwas zu lieben und etwas zu hoffen, und dann auch wieder Interesse an der Gesellschaft und an ihrem Wohl und Wehe.

Wie weit man in der Verkennung des wahren Zwecks der Volkswirtschaft gehen kann, zeigt Destutt de Tracy, der schlankweg und mit dankenswerter Ungeschminktheit behauptet: „Die armen Nationen sind die, wo die Masse gut lebt, die reichen die, wo die Masse arm ist.“ Wie kann der Mann dazu kommen? Wo die Masse arm ist, da ist die Arbeit billig; da kann das Kapital leicht konkurrieren mit anderen Ländern; es überschwemmt den Weltmarkt mit billigen Produkten, und leitet viel Geld nach hause; das ist die Theorie des Nationalreichtums, die sich nicht um das Volkswohl, sondern nur um den Geldreichtum dreht.

Wir meinen, der Zweck der Nationalökonomie ist nicht Steigerung der Produktion und Vermehrung des Geldkapitals, sondern der Volkswohlstand, das Gesammtwohl. Der Volkswohlstand ist nicht denkbar ohne gesichertes Einkommen der größten Mehrheit des Volkes. Gesichertes Einkommen macht zufrieden, friedlich, glücklich und ordnungsliebend. Deshalb sind Beamte mit gesicherter Lebensstellung grundkonservativ und die Stützen des sozialen Friedens. Die Unsicherheit der Einkünfte bringt auch Unbeständigkeit und Unruhe in die Seele und macht neuerungslüstern. Die echte Volkswirtschaft nimmt nicht bloß Rücksicht auf die Produktion, Menge und Aufspeicherung der Güter, sondern auch auf die billige und gesunde Verteilung der Güter. Ein praktisches Beispiel möge uns diese verschiedenartigen Auffassungen erläutern. In der Schweiz, einem Land, das man für arm ansieht, weil sich daselbst keine kolossale Vermögensmasse findet, lebt der geringste Bauer aus eigenen Mitteln unabhängig, während man in England, dem reichsten Land in Europa, dem achten Teil der Bevölkerung Almosen spenden muß.

Vergessen wir nicht, daß die Gütermenge der Erde eine beschränkte ist, damit die Menschheit nicht in Trägheit verkomme und im Ueberfluß verweichliche. Einen Zustand allgemeinen Ueberflusses wird es nie geben: das ist eitle Flunkerei. Ebenso wenig einen Zustand gleichen Besitzes und Einkommens: das wäre das Ende alles Strebens und das Grab der Ordnung. Es muß immer ein Stachel bleiben, um die Menschen zur Arbeit anzuspornen, und dieser Stachel ist das drohende Elend. Immer auch wird es einzelne Dürftige und Arme geben. Erstens, weil nie alle dahin zu bringen sind, daß sie ausdauernd arbeiten und weislich sparen. Zweitens, weil es im Plan der Vorsehung liegt, den Menschen immer Gelegenheit zur Ausübung der verschiedensten Tugenden zu bieten. Die ganze herrliche christliche Karitas mit ihren lieblichen Blüten und die gesammte Wohltätigkeitspflege, welche den Stolz und Ruhm der Menschheit bildet, würde zusammen sinken, wenn alle Armut und Dürftigkeit aufhören sollte. Der wahre Menschenfreund möchte die Armut in ihrer milderen Form nicht missen! Viel Schönes, Edles, Großes schwände mit ihr dahin! Die Herzen der Menschen würden verschrumpfen, die Seelen klein und eng werden und die Gemüter seicht und arm. Doch das Elend, in seiner gräßlichen

Gestalt, mit seinen lasterhaften Auswüchsen, die schmutzige, unsittliche Armut sollte niemals bestehen!

Nach diesen Voraussetzungen können wir mit Costa-Rossetti das Volkswohl näher bestimmen in folgendem Sinn: „Das im Hinblick auf die Geschichte erreichbare Ideal allgemeiner materieller Privatwohlfahrt besteht darin, daß der größere Teil der Bürger sich einer bescheidenen, jedoch ungleichen Wohlhabenheit erfreut, daß ein geringerer Teil mäßigen Reichtum besitzt, daß ein dritter Teil endlich, und zwar der bei weitem geringste, gelinder Armut ausgesetzt ist, und keine Klasse von Menschen in bleibendem Elend schmachten muß." (Allgemeine Grundlagen der Volkswirtschaft.) Aehnlich F. Schindler: „Die allgemeine materielle Wohlfahrt des gesammten Volkes ist als vorhanden anzusehen, wenn bei mäßigem Reichtum einzelner allen Volksklassen in der Regel ein zur auskömmlichen Lebenshaltung entsprechendes, wenn auch ungleiches materielles Einkommen in gesicherter Weise und ohne allzu große Arbeitsleistung erreichbar ist, so daß kein Volksteil dazu verurteilt ist, dauernd im Elend zu darben." (Die soziale Frage der Gegenwart.) Nach demselben „schließt der Zustand allgemeiner materieller Volkswohlfahrt ebenso den übergroßen (nicht einen mäßigen) Reichtum einzelner Volksklassen aus, wie die Verurteilung anderer Stände zu bleibender Not oder zu dauernder Entbehrung eines gesicherten Einkommens für die standesgemäße Lebenshaltung; jenen, weil ein solcher (übergroßer) Reichtum in der Regel nicht ohne ungerechte Bedrückung und ohne Gefahr der Verelendung anderer gewonnen und verwendet wird; diese, weil dauernder Notstand einzelner Volksklassen von selbst dem Begriff allgemeiner Wohlfahrt widerstreitet, und weil der dauernde materielle Notstand ganzer Volksstände eine stete Gefährdung aller, auch der geistig-sittlichen Güter des Gemeinwohls in sich birgt." (A. a. O.)

Wem das nicht besonders glänzend und verlockend erscheint, dem können wir nur antworten, daß es uns um die Wirklichkeit zu tun ist, um das Durchführbare, nicht um Luftschlösser und Hirngespinnste. Ferner, daß es hier in unserem irdischen Tränental paradiesische Zustände nie geben kann. Und das ist ja schließlich auch nicht notwendig, denn wir bleiben ja doch nicht hier und wissen, daß es anderswo ein wirkliches Paradies gibt, wo ewige Quellen sprudeln, und wo es keine Klagen gibt und keine Tränen.

Uebrigens wagen es selbst die Sozialisten nicht in nüchternen Stunden, mehr zu versprechen. Bebel gesteht ganz offen: „Das Schwelgen wird aufhören, die Armut und das Darben aber auch." Schon gut; aber dafür soll man sich dann die drückende Bevormundung des Staates gefallen lassen. Also, wenn es der Sozialismus auch nicht besser machen kann, dann brauchen wir den Sozialismus schon gar nicht. Denn ein Zustand allgemeiner Wohlfahrt läßt sich sehr gut verwirklichen auf christlichen Prinzipien durch Kontrole des Kapitals, Regelung der Produktion, Verhinderung der Spekulation und anderweitige weitschauende soziale Gesetzgebung. Und unsere Staatsmänner fangen ja auch an, dies einzusehen, wie die Entscheidung gegen den Oelmoloch beweist. Uebrigens können wir uns ja Gesetzgeber wählen, die mehr auf das Wohl des Volkes bedacht sind als auf die Interessen des Kapitals und der Börse.

Daniel Rikardo kennzeichnet sehr geistreich unsere ungesunde Wirtschaft: „Die Kornfelder und Viehtriften fallen dem gefräßigen Ungetüm Spekulation zum Opfer. Die Finanz regiert. Die Produktion wurde in

den Dienst des Spiels mit Chanzen gestellt; und wer einen echten Yankee fragt: „Was ist Weizen?" — dem antwortet er nicht: „Ein Nahrungsmittel," sondern: „Ein Spekulationsobjekt." Jim Patten, der Chicagoer Weizenspekulant, preßt dem Land ein paar hundert Millionen ab, indem er alle erreichbaren Mengen Weizen aufkauft und den natürlichen Kreislauf von Waaren- und Gelderzeugung unterbindet. Er macht den Wirtschaftskörper blutleer, um sich selbst zu bereichern. Die durch freche Spielerkunststücke herangelockten Millionen bilden kein neues Kapital, keinen Niederschlag produktiver Tätigkeit. Es sind Summen, die schon vorhanden waren, deren Verteilung der Spekulant nur geändert hat. Dieser chronische Prozeß hat nur die unangenehme Folge, daß das Geld seiner wirtschaftlichen Aufgabe entzogen wird. Es wandelt sich aus volkswirtschaftlichem Kapital in privates. Das ist die Signatur des Prozesses, der zur Bildung der Riesenvermögen führt." Hier findet die Gesetzgebung ausgiebige Gelegenheit, sich zu betätigen. Die Börse, die allerdings auch einen wirtschaftlichen Zweck erfüllt, sollte strenger Bewachung unterworfen sein. Man spielt nicht mit dem Brot des Volkes; man darf sich nicht bereichern, indem man den Hungernden den kargen Bissen verteuert. Nicht Spekulation darf die Quelle des Reichtums und die Grundlage des Erwerbs sein, sondern die Schaffung von neuen Werten, fruchtbare Arbeit irgendwelcher Art. Die Spekulation zieht fremde Werte an sich, ohne eine entsprechende Gegenleistung zu bieten. Ich zitiere Weiß: „Die großartigste, allein eben ihrer Großartigkeit wegen gefeiertste Art dieser Gestalt von Wucher hat aber ihren Hauptsitz in unserem Börsenwesen. Ohne Zweifel gehören hierher die Differenzgeschäfte, die Agirtage, vielfach auch das sogenannte Emissionsverfahren bei Anleihen und Gründungen. Eine andere Form des Wuchers besteht darin, daß das Kapital der Arbeit einen Teil des ihr gebührenden Anteils entzieht, daß also Zins oder Dividende im Uebermaß mit Beeinträchtigung des Arbeitslohnes erhoben wird." (A. a. O.)

Die Kirche hat im Mittelalter durch ihre reife Gesetzgebung der verheerenden Geldwirtschaft gesteuert und der Volksverarmung vorgebeugt. Sollen unsere gesellschaftlichen Verhältnisse gesunden, so muß man auf die alte Lehre der Kirche zurückgreifen und den arbeitslosen Gewinn stark beschneiden.

Die Nationalökonomie muß sich wieder als Ziel setzen den Volkswohlstand zu fördern, nicht Nationalreichtum anzuhäufen. Sie darf nicht mit dem Glanze des Geldes das Elend der Massen verdunkeln wollen. Vernünftige Volkspolitik sucht einen mäßigen Wohlstand für alle zu erzielen und allen Existenzsicherheit zu beschaffen. Sie sucht es zu erreichen, daß alle neben ihrer Arbeit, welche immer nur ein ungewisses Einkommen bietet, auch einen kleinen Besitz haben, der ihnen eine gewisse Selbständigkeit und Existenzsicherheit verleiht. Der Schwerpunkt der Sozialreform liegt in der möglichst großen Verallgemeinerung des Kleinbesitzes. Es ist dies das einzig wirksame Spezifikum gegen die eigentümlichen Nöten des Proletariats.

Mittel und Wege.

Am wichtigsten ist und bleibt bei aller Reform die Verbreitung richtiger Grundsätze über Recht und Pflicht. Keine Gesetze und kein Zwangsmittel können Besserung schaffen, wenn die Menschen selbst nicht wollen. Unsere öffentliche Meinung ist verwirrt und das Rechtsbewußtsein gelockert.

Gelderwerb gilt als das würdigste Streben. Wir müssen wieder lernen, daß uneigennütziger Dienst für die Gesellschaft das Bessere und Edlere ist. Wir müssen lernen, daß der Erfolg nicht Alles rechtfertigt. Jeder trägt bei zur Bildung der öffentlichen Sitte; und wenn jeder sich befleißigt, recht und gewissenhaft zu denken und zu handeln, so wird es an der gehörigen Rückwirkung auf das Gesammtbewußtsein nicht fehlen. Von allen Seiten hört man jetzt eindringliches Mahnen an die sozialen Pflichten. Das erwachende soziale Gewissen macht sich schon bemerkbar in der Rechtsprechung; viel energischer wie früher verurteilt man auch unsaubere Geschäftsmethoden. Arbeiten wir weiter in dieser Richtung; pflegen wir in uns selbst, in unseren Familienkreisen, in unseren Schulen, in unseren Kirchen das soziale Bewußtsein. Rufen wir es laut hinaus, das Wort von der sozialen Gerechtigkeit. Die öffentliche Meinung ist heutzutage eine große Macht. Was sie mit aller Entschiedenheit verurteilt, wird sich nicht lange erhalten können. Doch gerade die besseren Kreise wissen oft nichts von der sozialen Ungerechtigkeit, die mitten unter uns herrscht. Ihr sittlicher Unwille muß erst erregt werden durch Aufklärung und Belehrung über die bestehenden Uebelstände. Wie lange haben wir in unserer Mitte die entsetzlichen Zustände der Sklaverei geduldet, bis endlich der öffentliche Unwille aufgestachelt ward, und ein Entrüstungssturm das himmelschreiende Uebel von der Erde fegte.

Unterschätzen Sie nicht die Bedeutung der Ideen. Ideen sind ein Ferment, das im Volk gährt und zur Tat führt. Jede große Bewegung geht von bewußten Ideen aus. Nichts kann auf die Dauer ihrem Siegeslauf widerstehen. Schleudern wir einmal wieder, wie einen Funken, unter die Menschen die Idee von der sozialen Gerechtigkeit. Dieser Funke, angefacht von dem Sturm einer wachsenden öffentlichen Entrüstung, wird zu einer Feuersäule, welche der Gesellschaft voranleuchtet auf den Wegen der Reform. Lange kann man den Zorn des Volkes, wenn er aus der Gerechtigkeit stammt, nicht unberücksichtigt lassen.

Entzündet rings auf den Bergen weit
Das flammende Feuersignal der Zeit:
Gerechtigkeit!

Je mehr wir die falschen Ideen bekämpfen, um so eher werden die echten durchdringen. Unvernünftige Reformer entfremden der wahren Reform die öffentliche Sympathie. Sie machen es vor allem der Kirche, die auch heute noch eine Macht ist, unmöglich, für dieselbe einzutreten. Die Kirche kann sich mit jeder gerechten Sache verbünden. Unsere Forderungen haben um so mehr Kraft, je gerechter sie sind. Gesunde Ideen finden schon Anklang. Gesetze und soziale Einrichtungen sind der Niederschlag von populären Ideen. Werben wir für unsere Ideen, damit sie die öffentliche Meinung durchsäuern und in praktischen Reformen sich auswachsen. In Amerika ist alles neu; nicht so fest verknöchert und verwachsen, wie in Europa; somit wird auch die Abhülfe hier schneller kommen!

Ein vorläufiges Programm.

Die soziale Reform kann nicht mit Meilenstiefeln vorangehen. Durch unzeitige Eingriffe kann eine Industrie dauernd geschädigt werden zum Schaden des ganzen Volkes. Zudem läßt sich unter dem gegenwärtigen System nach Beseitigung der gröbsten Mißstände noch eine Zeit lang ganz

erträglich leben. Man soll die bestehenden Uebel nicht übertreiben. Im allgemeinen ist die Lebenshaltung des Proletariers gar nicht so übel. Den schlechter Gestellten könnte leicht etwas nachgeholfen werden. Nachdem also die wirklich menschenunwürdigen Zustände beseitigt wären, müßte man in Bezug auf tiefergehende Reform sehr vorsichtig sein. Hier beschäftigen wir uns jetzt mit den dringend notwendigen Verbesserungen, die möglichst schnell kommen sollen.

Auch im Alter, wenn seine Arbeitskraft abgenommen hat, sollte der Arbeiter ein kleines Einkommen haben, damit er nicht eine Bürde und Last seinen Kindern werde. Bitter ist das Brot, das die Kinder ihren Eltern reichen. Da könnte Abhülfe werden durch eine Alterspension, welche durch pflichtmäßige Beiträge oder Besteuerung der Arbeitgeber aufgebracht würde. Der Arbeitgeber zieht den ersten und größten Vorteil aus dem Arbeiter; es ist nicht billig, daß er ihn ohne weitere Verpflichtung entlasse, wenn er ihn ausgebraucht hat. Die Industrie verbraucht den ganzen Arbeiter, trägt aber nicht die ganzen Kosten, sondern wirft einen Teil ab auf die Gesellschaft oder die Verwandten. Dieser Teil, der dienen sollte zum Unterhalt der Arbeitsunfähigen, geht auch noch in den Profit des Kapitalisten: das ist ein ganz unverantwortlicher Mehrwert, den er damit einstreicht. Nur so ist die schnelle Bereicherung Mancher möglich, weil sie andere einen bedeutenden Teil der Kosten tragen lassen.

Ferner muß der Arbeiter gegen Unfälle gesichert sein, die ihm im Betrieb zustoßen; und zwar ohne daß er seine Zuflucht zu Winkeladvokaten und den Gerichten zu nehmen brauchte. Diese Fragen gehören überhaupt nicht vor ein Zivilgericht, sondern vor ein Schiedsgericht, das sich aus billig denkenden Menschen zusammensetzt. In den Fabriken selbst sollten alle jene Schutzvorrichtungen angebracht sein, welche die Gefahren des Betriebs tunlichst vermindern. Die Person des Arbeiters soll als ein unantastbares Gut gelten, das man nicht der Geschwindigkeit der Produktion opfern darf. Kein Produkt ist von solchem Werte, daß man seinetwegen die Knochen des Arbeiters zermahlen dürfte. Wie leichtsinnig man mit dem Leben von Arbeitern umspringt, haben jüngste Ereignisse wieder bewiesen. Wie leicht könnte da der Staat eingreifen! Jenen, die sich den Bedingungen, welche dem Arbeiter Sicherheit bieten, nicht fügen, könnte man das Recht des Geschäftsbetriebs entziehen. Wenn man nur ernstlich wollte: ein wenig Energie könnte schnell Wandel schaffen. Wir haben hierzulande nur die elendesten Fetzen einer Arbeiterschutzgesetzgebung. Zur Zeit besteht im Staate New York eine Kontroverse, wie man das als konstitutionswidrig zurückgewiesene Unfallsgesetz rechtskräftig machen könne. Eine strengere Unfallsgesetzgebung würde das Gefühl der Verantwortung bei dem Unternehmer schärfen und ihn im eigenen Interesse zur Anlage von Schutzvorrichtungen zwingen. Es wäre auch gut, wenn sich die Aktienbesitzer bisweilen erkundigten, wo ihre Dividenden herkommen, und ob nicht an dem Gewinn, den sie so gedankenlos einstreichen, Blut klebt.

Uebermäßige Arbeitsdauer schädigt die Gesundheit und mehr noch die Entwickelung der höheren menschlichen Fähigkeiten. Das frühzeitige Altern des Arbeiters, das schnelle Verblühen der Schönheit der Arbeiterfrauen stammt aus dieser trüben Quelle. Wie hübsch, anmutig, madonnenhaft schön sind unsere Arbeitermädchen mit sechzehn, siebenzehn, achtzehn Jahren. Mit zwanzig Jahren sind sie alt, und die zarte Frische und der bezaubernde Hauch

der Jugend ist gewichen. Es ist zu beklagen, daß so viel Liebreiz und holde Anmut dem Moloch der Industrie geopfert wird. Von den noch viel zarteren Blüten der Kindheit gar nicht zu reden. Das Arbeitsübermaß kränkelt das Mark des Volkes an und verschlechtert die Rasse. Es ist aber im Interesse des Staates, sich einen gesunden, kernigen Menschenschlag zu erhalten: die oberen zehntausend verkommen durch Müßiggang, Ausschweifung, Innenzucht; die Massen durch Ueberarbeit, Frauenarbeit, Kinderarbeit und Wohnungselend. Wir sind auf dem Wege zu einer vorzeitigen Dekadenz. Ist denn ein Tropfen gesunden Blutes, rot wie die Glut des Abends, hell wie Tau, noch nicht schillernd mit der Phosphoreszens der Verwesung, nicht besser als aller Reichtum? Kann nicht ein starker Arm und ein starkes Geschlecht schnell den verlorenen Reichtum neuschaffen? Wenn unsere Wälder so unersetzlich kostbar sind, so ist die Erhaltung der Rasse noch viel wichtiger. Eine kräftige Generation wächst noch viel langsamer heran, als eine neue Baumpflanzung. Mit Recht sagt Carlyle in seiner zürnenden, polternden Weise: „Und wenn da irgend ein Vertreter der Industrie sich erheben sollte und spräche: Aber dadurch wird mein Profit verringert!—dem würden die Gesetzgeber antworten: Wenn schon, aber meine Söhne und Töchter gewinnen dadurch Gesundheit, Kraft und Lebensfreude!"

Durch übermäßige Arbeitszeit wird das Familienleben des Arbeiters vielfach geradezu zerstört. Wie selten sehen sich die einzelnen Glieder der Familie, und dann unter den ungünstigsten Umständen: müde, verdrossen, verstimmt. Was hat da der Proletarier denn von seiner Familie und seiner Häuslichkeit? So lockern sich die Bande der Familie mehr und mehr zum großen Schaden der Gesellschaft und der Kultur! Und das alles wegen der Hast und dem überstürzenden Treiben unserer Industrie! Wenn nur die Essen flackern und die Schlote qualmen, mag auch sonst alles dem Untergang geweiht sein.

Hungerlöhne.

Es gibt Hungerlöhne in unserem gesegneten Lande, das so überreich ist an Bodenschätzen und wogenden Ernten, auf dessen blühenden Triften unzählige Heerden weiden, von dessen fabelhaftem Reichtum Europa mit Staunen redet. Fast alle nicht-organisierten Arbeiter, besonders Arbeiterinen, werden mit ungenügenden Löhnen abgespeist, die ihnen keine Wahl lassen zwischen dem langsamen Verhungern, der Schwindsucht, dem Verbrechen oder der Prostitution. Letzteres beleuchtet in besonders greller Weise der jüngst erschienene Bericht der Sittenkommission von Chicago. (The Social Evil in Chicago, 1911.) Was nützen alle Maßregeln gegen die öffentliche Unsittlichkeit, wenn unsere ökonomischen Zustände unsere Töchter scharenweise auf die breite Straße des Lasters treiben? Es ist höchste Zeit, daß sich die Oeffentlichkeit mit dieser Angelegenheit befaßt. Ein Betrieb, der nicht im Stande ist, seinen Angestellten hinreichende Löhne zu zahlen, hat keine Existenzberechtigung. Er sollte eingehen oder in fähigere Hände übergehen. Das Recht auf einen genügenden Arbeitslohn ist dem Recht auf Zinsen und Dividenden übergeordnet. Viele Unternehmer halten sich nicht durch Geschäftstüchtigkei, sondern durch die Möglichkeit, den Arbeitslohn zu unterbinden. Diese könnten ohne Schaden für die Gesamtheit ausgeschieden werden. Festsetzung eines Minimallohnes von Staatswegen dürfte hier das einzig wirksame Mittel sein. Auch können die Konsumenten Abhülfe schaf-

fen, indem sie ihre Kundschaft denen entziehen, die ihre Angestellten ungerecht behandeln. Doch für solch nachhaltige Aktien sind wir noch nicht reif: es fehlt noch an Gemeinsinn. Die Meisten sind zufrieden, wenn sie nur billig einkaufen können, und fragen sich nicht, mit welchen Opfern diese Billigkeit erzielt wird. Uebrigens könnte man hier nur etwas ausrichten bei gehöriger Organisation. Wir begrüßen mit Freuden die Tatsache, daß sich vielversprechende Ansätze zu Bildungen dieser Art mancherorts schon zeigen. (Näheres bei Ryan, A Living Wage.)

Selbsthilfe.

Auch die Arbeit ist eine Macht, wenn sie organisiert ist. Der einzelne Arbeiter steht dem Kapital hilflos gegenüber. Die organisierte Arbeiterschaft kann mit ihm verhandeln und gerechte Lohnbedingungen erzwingen. Die Staatshilfe kann nur zu leicht eine leere Form oder eine drückende Fessel werden. Durch Selbsthilfe erstarkt die Arbeiterschaft und erzieht sich selbst zu größeren sozialen Aufgaben. Es wird das Herz des Arbeiters froher schlagen lassen, wenn er sich sagen kann, daß er die Besserung seiner Lage nicht ausschließlich fremder Hilfe, sondern zunächst und zumeist sich selbst zu verdanken hat. Zur Erzielung großer Erfolge müssen wir uns rüsten mit Ausdauer, Geduld und Hoffnungsfreudigkeit. Ich möchte Sie warnen vor dem Geist der Entmutigung: dieser läßt die Kräfte erlahmen und ist ein Feind des Fortschritts.

Der Arbeiter hat das Recht, seinen Interessen Nachdruck zu verschaffen durch Vereinigung. Das Nächstliegende, was er durch die Vereinigung zu erlangen gedenkt, sind günstigere Lohnverhältnisse und Sicherstellung gegen die Willkür des Arbeitsgebers. Durch die Vereinigung wird auch der Arbeiter moralisch gehoben: es wird in ihm ein erhebendes Standesbewußtsein geweckt, das Gefühl der Abhängigkeit verschwindet, er gewinnt ein Interesse an dem Wohl der Gesellschaft; mit dem Bewußtsein des Einflusses erwacht in ihm ein stärkeres Gefühl der Mitverantwortung für Wohl und Wehe der Gesammtheit. Im Kollektiv-Vortrag kommt die Bedeutung der Organisation zum Ausdruck und zur Anerkennung. Der auf dieser Grundlage geschlossene Vertrag soll garantirt werden durch zuständige Schiedsgerichte und Arbeitskammern (Boards of Arbitration.) Nach und nach werden es nicht mehr Klasseninteressen sein, welche die geeinte und erstarkte Arbeiterschaft vertritt, sondern als Verbündete mit dem Kapital und als anerkannter ebenbürtiger Faktor wird sie gemeinschaftlich mit dem Kapital die Produktion regeln zum Nutzen der ganzen Gesellschaft. Denn sowohl Arbeit wie Kapital müssen beseelt werden von dem Geist der Solidarität: weder die Eine noch das Andere ist für sich selbst da: beide dienen der Gesellschaft, das heißt den höheren Zwecken der Kultur.

Die Arbeitervereine sollen sich die Pflege der sozialen Tugenden zur besonderen Aufgabe machen. Darin besteht ihre hohe erzieherische Bedeutung für den Arbeiterstand. Deshalb müssen sie Kapital erwerben und gemeinnützlich verwalten. Das Kapital gibt ihnen auch Repräsentationsmacht und macht sie selbständig. Der Sozialismus redet nie von der Uebung der sozialen Tugenden; sein System macht diese ja auch überflüssig. Und doch ist die Gesellschaft nicht so sehr da, um Kartoffeln zu ziehen, als um Menschen zu erziehen. Ein System, das die Pflege sozialer Tugenden überflüssig macht, ist nicht geeignet, Männer zu erziehen. Durch dasselbe würden die

Menschen sittlich verarmen und bald auch materiell sich erschöpfen. Wenn der Einzelne diese Tugenden nicht gelernt hat, wie wird die Gesammtheit sie zu üben vermögen; wo aber soll eine Gesellschaft hinkommen ohne Sparsamkeit, Fleiß, Opfersinn, Entsagung, kluge Fürsorge für die Zukunft? Auch ist es des Menschen unwürdig, unter einem System zu leben, das ihn der selbsttätigen Pflege dieser ihn persönlich adelnden Tugenden enthebt und für ihn sorgt, wie für ein unmündiges Kind!

In diesem Sinne sollen die Arbeitervereine jetzt schon wirken: Männer erziehen zur Selbsttat, zur Selbstverantwortung, zur Selbstbescheidung, zur Selbstverwaltung. Diese schönen männlichen Tugenden kommen einem aber nicht angeflogen. Und wo sollten sie im sozialistischen Staat plötzlich herkommen? Soll doch vor allem die Wurzel der Tugenden, die Religion, aus der Brust des Menschen entfernt werden! Und wird ja doch der Einzelne gar keine Gelegenheit haben zu deren Uebung. Der sozialistische Staat würde in sittlicher Beziehung eine Wüste sein. Und wie sollten Männer, die für sich selbst persönlich diese Tugenden nie geübt haben, sie üben im Dienste der Gesamtverwaltung. Wer es nicht gelernt hat, Sparsamkeit zu pflegen im eigenen Haushalt, wie soll er dem Staatshaushalt mit weiser und kluger Berechnung vorstehen? Wie man es auch drehen und wenden mag, der sozialistische Staat bietet keine Anregung zur Uebung sozialer Tugenden: er kann daher keine ganzen Menschen erziehen, denn der Mensch ist doch nicht bloß da, um möglichst viel Brot zu essen. Und weil er keine Menschen erziehen kann, wird er bald an einer Selbsterschöpfung zu grunde gehen müssen.

Die Sparsamkeit hat eine gewaltige sittliche Bedeutung: sie gibt dem Menschen Würde und stellt ihn auf eigene Füße. Sie lehrt ihn berechnen, in die Zukunft schauen, sich selbstbeherrschen, Herr werden über den augenblicklichen Reiz und Trieb. Es ziemt sich nicht für den Menschen, in's Blaue und Tolle hineinzuleben. Wo aber redet der Sozialismus von der Notwendigkeit der Sparsamkeit? Es ist ihm gar nicht darum zu tun, den Menschen innerlich zu heben, ihn zu veredeln und sittlich zu bereichern. Die Sparsamkeit macht selbständig und unabhängig. Selbständige und Unabhängige Menschen kann der sozialistische Sklavenstaat aber nicht gebrauchen.

In dieser Richtung haben die Arbeitervereine ein weites Feld der Betätigung vor sich. Als Vorbild könnte England, Deutschland und Belgien dienen. Da könnten zum Segen der Arbeiter eingerichtet werden: Sparkassen, Versicherungskassen, Banken für kleinere Kreditvorschüsse, Konsumanstalten, vorläufig Produktivgenossenschaften kleineren Stiles, Bauvereine. Das wäre eine Vorschule für den Arbeiterstand. Er hätte Gelegenheit, sich zu schulen in der Geschäftsverwaltung und gewänne einen Einblick in die Komplikationen der sozialen Wirtschaft. Sein Urteil wird ernüchtert werden, wenn er mit dem großen Geldbetrieb in Berührung kommt; er sieht dann wie außerordentlich verwickelt die Fäden der Finanz durcheinanderlaufen und daß sich da nichts ohne großen Schaden überstürzen läßt. Das würde eine sehr heilsame soziale Lektion sein, und dem Konservatismus Vorschub leisten.

Der Arbeiterverein soll eine Hebung der Fachbildung anstreben: er soll die besten Arbeitskräfte liefern, für die er dann allerdings gerechter Weise auch die höchsten Preise fordern kann. Dadurch wirkt er dann wieder sozial: denn die Produktionsfähigkeit der Menschen steigern, die Arbeitstüchtigkeit erhöhen, ist überaus nützlich. Die Union soll nicht den Unfähigen dem Fähigen gleichstellen; das wäre ungerecht gegen die Gesellschaft, gegen den Ar-

beitgeber und gegen den besseren Arbeiter selbst. Es würde im allgemeinen die Arbeit verschlechtern und die Strebsamkeit des Einzelnen ersticken.

Eine solche Union, die die fähigsten Arbeiter bietet, die über ein ansehnliches Kapital verfügt, die die vollkommenste und gewissenhafteste Arbeit liefert, die für jeden Arbeiter eintritt, aber auch die Leistungsfähigkeit eines jeden Arbeiters garantirt, ist eine Macht und zwar eine Macht zum Guten. Sie ist ein Segen. Denn sie fördert nicht nur die Interessen des Arbeiters selbst, sondern auch das Gemeinwohl.

Die Unionen sollen jedoch nicht Kampfesorganisationen sein, sondern den sozialen Frieden vermitteln. Sie müssen deshalb in friedlichem, versöhnlichem Geiste und sozialem Sinne geleitet werden. Ihr Motto soll sein: Der soziale Frieden durch die soziale Gerechtigkeit.

Sie müssen sich hüten, strupelosen Demagogen in die Hände zu fallen. Ehrliche, ernste Männer sollen an der Spitze stehen, die sich ihrer Verantwortung voll und ganz bewußt sind. Oft läßt sich auf dem Wege der Verständigung und des Vergleichs mehr erreichen, als auf dem des Kampfes.

Vor allem müssen die Unionen frei bleiben von sozialistischen Tendenzen. Diese bringen ein störendes, zersplitterndes Element in dieselben hinein; sie dienen nicht dem Frieden; sie verleiten zu ungerechten Forderungen. Ohne Gerechtigkeit gehen die Unionen ihrer Auflösung entgegen. Sie müssen gerecht sein gegen ihre eigenen Mitglieder und nicht über diese einen unerträglichen Terrorismus üben. Gerecht auch gegen die Unternehmer und das Kapital: nicht diesen als persönliche Feinde sich gegenüberstellen und bedenten, daß der Kapitalist auch abhängig ist von wirtschaftlichen Verhältnissen und nicht immer von bösem Willen beseelt ist. Durch Ungerechtigkeit, durch Störungen des Verkehrs, durch Gewalttaten verscherzen sie die Sympathie der Gesellschaft, und untergraben somit ihren eigenen Einfluß.

Stark durch Einheit und Gerechtigkeit, maßvoll im Gebrauch der Macht, versöhnlich und friedliebend in allen Verhandlungen, vernünftige und erreichbare Ziele im Auge, so kann die Union Gutes stiften. Wo sie in den Dienst ungesunder Reformbestrebungen tritt, wo sie gar zum Werkzeug des Sozialismus herabsinkt, da verliert sie ihr Ansehen und ihren segensreichen Einfluß. Sie wird eine Kampfpartei und eine drohende Gefahr für die Gesellschaft.

Katholiken und Union.

Die Kirche vertritt energisch das Prinzip der Assoziation. Auch schafft sie ja in ihrer Lehre von der Brüderschaft aller Menschen die festeste Grundlage für das Vereinswesen. Sie wirkt überall einigend, versöhnend, verbrüdernd. Solange die Arbeiter-Unionen gerechte Ziele mit gerechten Mitteln verfolgen, haben sie die Billigung der Kirche. Unter ihrem Schatten hat sich im Mittelalter eine großartige und wirksame Arbeitsorganisation entwickelt.

Katholiken sollen sich jenen Unionen, die noch nicht von sozialistischem Geist durchseucht sind, nicht fernhalten. Ohne das katholische Element sind die Gewerbevereine gegen die Ansteckung des Sozialismus wehrlos. Das katholische Element ist wie ein Salz, das sie gesund erhält. Doch daß unsere Katholiken in diesem Sinne wirken können, müssen sie aufgeklärt sein über die Trugschlüsse der Sozialisten, um die anderen warnen und belehren zu können. Alles, was dem natürlichen Recht entspricht, nimmt ja auch der

Katholizismus in sich auf. So gibt es viel Gemeinsames zwischen uns und jedem billig denkenden Arbeiter. Wir haben zudem die Fackel des Glaubens und sehen heller und deutlicher. Wo unsere nichtkatholischen Unionsbrüder sich verfänglichen Irrtümern hingeben, können wir sie freundschaftlich warnen. Ein gutes Wort findet einen guten Ort. Der Arbeiter ist viel mehr der Vernunft zugänglich als man gemeiniglich annimmt. Zeigen wir ihnen, daß wir ihren ehrlichen Bestrebungen volle Sympathie entgegenbringen. Gewinnen wir ihr Vertrauen, und sie werden viel eher auf unsere Stimme hören, als auf das Plaidoyer des Umsturzes.

Nicht stumme Mitglieder dürfen wir sein. Unsere Ansichten und Forderungen müssen wir zum Ausdruck bringen. Bald werden die anderen merken, daß wir es ehrlich meinen, und daß sie auf uns rechnen können. Wir müssen dann sorgen, daß Männer unsere Interessen vertreten, die unserer Weltanschauung und unserem Glauben nicht feindlich gegenüberstehen. Wir können selbst unsere wirtschaftlichen Interessen nicht vertrauensvoll solchen Männern in die Hände legen oder ihnen das Wohl des Volkes anheimgeben, die für unsere heiligsten Güter kein Verständnis haben, die gesellschaftliche Theorien vertreten, welche nach unserer Meinung zum Ruin der Gesellschaft und zur Vernichtung des Volksglückes führen.

Mögen unsere Unionen erstarken, mögen sie handeln im Geiste der Mäßigung und weiser Selbstbescheidung, mögen sie den Frieden und die Versöhnung uns bringen! Möge das christliche Element sie wie ein Sauerteig durchdringen; sie bewahren vor innerer Zersplitterung und vor den verderblichen Tendenzen des Umsturzes. Mögen sie den Arbeiterstand heben und schützen und niemals zu Despotismus und Terrorismus führen. Mögen auch sie als unumstößliche Grundsatzungen anerkennen: Recht und Gerechtigkeit einem Jeden; das Verdienst dem Würdigsten; Hilfe dem Schwachen; Jedem das Seine, und Frieden durch Gerechtigkeit!

Erneuerung des Menschen.

Der wichtigste Faktor bei aller Reform ist der Mensch selbst. Oekonomische Reformen berühren nur die Oberfläche. Die beste Gesellschaftsordnung schafft kein dauerndes Heil, wenn sie nicht gehandhabt wird von Männern, die es gut und redlich meinen. Bessere Menschen machen bessere Zeit. Alle Reform muß deshalb beim Einzelnen ansetzen und auf diese Weise nach und nach die ganze Gesellschaft regenerieren. Auch die sozialistische Staatsordnung birgt in sich kein Gewähr gegen Mißbrauch. Bis die Einzelnen wieder Demut, Entsagung, Selbstverleugnung, Sparsamkeit, Fleiß, gelernt haben, brauchen wir an eine endgiltige Lösung der verworrenen sozialen Frage nicht zu denken. Und es gibt kein Mittel, diese Tugenden den Menschen einzupflanzen, als die Religion des Kreuzes. Im Schatten des Kreuzes findet sich die Lösung der sozialen Frage; dort blüht der soziale Frieden; dort reift das Glück der Völker; dort reicht sich Armut und Reichtum versöhnt die Hand. Das Kreuz ist ein wirksamer Damm gegen die Genußsucht der Armen und gegen den empörenden Aufwand der Reichen. Nicht Selbstvergötterung rettet die Menschen: nicht die Philosophie des Stolzes und der Genußsucht. Die falsche Philosophie hat seit einem Jahrhundert den Menschen den Genuß gepredigt. Und was ist daraus entstanden? das Räuberwesen unserer modernen Industrie, der grimmige Klassenhaß, die gährende Unzufriedenheit der Massen: das sind die schlim-

men Früchte dieser unheimlichen Drachensaat. Die Philosophie des Genusses, der Selbstvergötterung, der Willkür kann der Gesellschaft nichts nützen; ebenso wenig wie ein Aderlaß einem Blutarmen. Predigt diese Philosophie den Reichen, den Starken, den Herrschern?! Dann führt sie zum Despotismus, zur Unterdrückung, zur Ausbeutung der Kleinen, zu frechem Luxus, zur Mißachtung der Mitmenschen, zur empörendsten Sittenlosigkeit! Predigt sie den Armen?! dann führt sie zur Unzufriedenheit, zum Klassenhaß, zur blutigen Revolution! Was uns retten kann, ist die Philosophie des Opfers und der Versöhnung. Aber diese entquillt nur am Fuße des Kreuzes. Laßt Reich und Arm am Kreuze niederknieen und die soziale Frage ist gelöst. Und somit ist unser letztes Wort: Zurück zum praktischen Christentum!

„Hätten wir alle einen Glauben,
Gott und den gemeinen Nutz vor Augen,
Guten Frieden und recht Gericht,
Einerlei Elle, Maß und Gewicht,
Eine Münze und gutes Geld,
So stünd' es wohl in aller Welt."

Inhaltsangabe.





Von demselben Verfasser:

The Encyclical of Leo XIII. on the Labor Question.

Ueber diese Broschüre schreibt der „Excelsior" von Milwaukee in No. 1446, vom 18. Mai 1911:

The Encyclical of Leo XIII. on the Labor Question. A lecture by Dr. C. Bruehl.

Der sowohl als Theologe wie auch durch seine soziologische Tätigkeit rühmlich bekannte Herr Verfasser hat seinen im vergangenen Februar vor dem St. Pius-Verein junger Männer der hiesigen St. Augustinus-Gemeinde gehaltenen Vortrag über obiges Thema jetzt auf vielfaches Ersuchen in Broschürenform erscheinen lassen. Inhalt, Charakter, praktische Bedeutung und Tragweite des berühmten Rundschreibens Leo's XIII. über die Arbeiterfrage werden darin in lichtvoller und allgemein verständlicher Weise erörtert, die Hauptabschnitte näher beleuchtet und überall die Nutzanwendung auf die bestehenden Zustände und Verhältnisse gezogen. Die sehr dankenswerthe Arbeit würde sich unseres Erachtens zur Massenverbreitung vorzüglich eignen und zur Förderung des Verständnisses und damit des Interesses an der katholischen Sozialtätigkeit nicht wenig beitragen.